Höher gehts nimmer

»Der Zusammenbruch der Nordisch-österreichischen Bank, dieses Unternehmens, das die Bezeichnung Bank führte, aber von wirklichen und reellen Bankgeschäften meilenweit entfernt war, hat mit Recht viel Staub aufgewirbelt. Man fragt sich, wie diese Gründung geschehen konnte, wie es möglich war, daß die Behörden so lange zusahen. — —«

»— — Freilich, die Dummen werden nicht alle und es finden sich immer wieder und wieder traurige Existenzen, die durch den Gimpelfang ihr Schicksal verbessern wollen und denen Betörung und Überlistung die Mittel bieten, sich ein behagliches und oft luxuriöses Dasein zu sichern. Der Schwindel kann sich allerdings nicht lange behaupten und das Lügengebäude bricht meistens rasch zusammen. Dabei fehlt es natürlich nicht an Opfern, die unschuldig in das Verhängnis geraten sind und die den Verlust ihres Vermögens zu beklagen haben. Unter den Unglücklichen findet man bisweilen sogar verdiente Männer, die früher in hervorragenden Stellungen gewirkt haben und die durch Leichtgläubigkeit, durch Familienverbindungen oder durch Unvorsichtigkeit ins Verderben gezogen worden sind.«

Sagt die ‚Neue Freie Presse', von der die ‚Arbeiter-Zeitung' behaupten konnte:

Unter den Gläubigern der Bank figuriert die ‚Neue Freie Presse' mit 120 Millionen Kronen.

War sie unter den Leichtgläubigen, unter den Dummen, die nicht alle werden? Nein, unter den traurigen Existenzen, die durch Betörung und Überlistung, durch den Gimpelfang ihr Schicksal verbessern wollen, ja ~~die~~ durch Inserate und bezahlte redaktionelle Notizen den Gimpelfang erst ermöglicht haben. Unter den Architekten des Lügengebäudes. Der Erfolg war aber so gering, ~~die Macht~~ so ~~dürftig~~, daß sie sich nun selbst unter den Opfern, den Betrogenen, den Obdachlosen befindet.

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr uud seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

»Die Nordisch-Österreichische Bank gehört zu jenen Kreditinstituten, die im Jahre 1923 eine besonders rege Entwicklung genommen haben. Diese Tatsache ist nicht zuletzt auf das Vertrauen zurückzuführen, welches man der Bank wegen ihrer anerkannt konservativen Leitung entgegenbringt. — —«

Hatte die ‚Reichspost' geschrieben, die heute die Verwaltungsratsmitglieder beklagt,

die ihre Leichtgläubigkeit und ihre Unerfahrenheit mit dem Bankgeschäft nun zumeist mit ihrem ganzen Vermögen büßen müssen.

Wie viel hatte die ‚Reichspost' von den anderthalb Milliarden bekommen, die nach Angabe der ‚Arbeiter-Zeitung' von der Nordisch-Österreichischen Bank in neun Monaten an jüdische und arische Zeitungen bezahlt wurden? Und wie viel das Neue Wiener Journal:

»Ein junges Finanzinstitut, das sich rasch entwickelt hat, begeht seinen ersten Geburtstag: die Nordisch-Österreichische Bank hält ihre Generalversammlung ab und legt Rechenschaft über ihr erstes Geschäftsjahr . . .

Die als sehr solid und konservativ gerühmte Leitung des Instituts hat nicht nur die Kunst, Geschäfte zu machen, verstanden, sondern auch die viel schwierigere: Geschäften auszuweichen. Es wäre begreiflich gewesen, wenn in der wüsten Spekulationsperiode der jüngstvergangenen Zeit gerade eine junge Bank es nicht vermocht hätte, ihren Tatendrang zu zügeln. Aber die Führer der Nordisch-Österreichischen haben gerade durch weise Selbstbeschränkung ihre Meisterschaft erwiesen. — — Die Folgezeit hat ihnen bekanntlich recht gegeben; und wenn das Institut heute so fest und sicher dasteht, ist das vor allem jener konservativen Besonnenheit zu danken, die lieber zehn Geschäfte ausließ, ehe sie ein unsolides machte. — —«

Die volle Wahrheit sagt wie immer die ‚Stunde', wenn sie zu Mittag kein Gold mehr im Munde hat:

»— — in dem Fall, den wir nachstehend schildern, holte sich das englische Kapital die Lehre, daß man in Österreich mit offizieller Hilfe des Finanzministeriums in der unerhörtesten Weise hereingelegt und betrogen werden kann, wenn man die löbliche Absicht hat, hierzulande Kapitalien »anzulegen«. Die Sonntagsblätter haben bereits ausführlich berichtet, daß die Nordisch-Öster-

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr uud seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

reichische Bank, eine Gründung christlich-monarchistischer Kreise, zusammengebrochen sei und genötigt war, die Zahlungen einzustellen. Die Nachricht kam nicht überraschend, zumal man von den Schwierigkeiten der Bank seit Wochen Kenntnis hatte; man hoffte aber, daß die Verhandlungen mit einer englischen Gruppe, die sich nach den Informationen der Bankleitung ernstlich für die Majorität interessierte, zu einem Ergebnis führen werden. Uns selbst wurde noch am Samstag die Auskunft erteilt, daß die englische Gruppe die Majorität bereits erworben habe; es handle sich jetzt nur mehr um die Flüssigmachung der zur Sanierung und Weiterführung der Bank notwendigen Beträge. Von der Absicht geleitet, jede Sanierungbestrebung notleidend gewordener Banken zu unterstützen, haben wir von den Schwierigkeiten der Nordisch-Österreichischen Bank zunächst keine Notiz genommen.

Wohl aber das Inserat. Bis zur Stunde des nicht mehr zu verbergenden Krachs. Und an der Front des Blattes, wo die Gedenktage des Kriegsverbrechens illustriert erschienen und unten die Telephon-Nummern der Hyänen angegeben waren.

— — eine faule und am Tage der offiziellen Empfehlung bereits fallite christlich-monarchistische Bank. Erfolgt nicht sofort eine Aufklärung dieses Falles, dann müßten Ausländer den Eindruck gewinnen, daß sich in Österreich der Bankenbetrug der Unterstützung und Förderung des Finanzministeriums erfreut.«

Sagt die ‚Stunde', von der die ‚Arbeiter-Zeitung' behaupten konnte:

Dem Kronos-Verlag des Herrn Bekessy (‚Stunde' und ‚Börse') gelang es noch buchstäblich in der letzten Stunde vor Bekanntwerden des Krachs 50 Millionen zu erpressen, den Restbetrag von rund 900 Millionen wird er bei den Engländern einkassieren müssen.

Die Polizei hat in der Mitteilung über die Verhaftung des »Generaldirektors«, jenes ehemaligen Feldwebels, dessen Pfeifendeckel die geldhappigen Generale wurden, gesagt, es sei festgestellt, daß er

die gesamten Einlagen der Kommittenten zum Ausbau und zur luxuriösen Ausstattung der Banklokalitäten, zu einer kostspieligen Zeitungsreklame verwendete — —

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr uud seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

Nur in einem Staat, der von der Selbstverachtung seiner Autorität, vom Gesetzbuch in eigener Regie lebt und dessen nominelle Regierung einer täglich schamloseren Diktatur der Presse unterworfen ist, sind diese Dinge möglich und ist der freche Hohn der Betrüger über die Dummen, die nicht alle werden, imstande, die Staatsgewalt so zu bannen, daß sie nicht einmal den Mut findet, jenes Preßgesetz anzuwenden, das die Aufnahme bezahlten Textes verbietet, geschweige denn das Strafgesetz gegen einen Schuldfall von Mithilfe zum Betrug. Die einzige Genugtuung bleibt, daß die nachträgliche publizistische Wahrheit über eine Gaunerbank den Schaden der Mitgauner beweist, daß sich die Betrugshelfer unter den Gläubigern befinden und daß mit einem Wort, einem von Nestroy, auch diese Sorte Mensch der großen Nemesis in die Hände arbeitet, und daß sie nie den Kredit der Gerechtigkeit verliert, den die kleine irdische ja längst verloren hat.

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr uud seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

Höher gehts nimmer

Gesprochen am 17. November

»Der Zusammenbruch der Nordisch-österreichischen Bank, dieses Unternehmens, das die Bezeichnung Bank führte, aber von wirklichen und reellen Bankgeschäften meilenweit entfernt war, hat mit Recht viel Staub aufgewirbelt. Man fragt sich, wie diese Gründung geschehen konnte, wie es möglich war, daß die Behörden so lange zusahen. — —«

»— — Freilich, die Dummen werden nicht alle und es finden sich immer wieder und wieder traurige Existenzen, die durch den Gimpelfang ihr Schicksal verbessern wollen und denen Betörung und Überlistung die Mittel bieten, sich ein behagliches und oft luxuriöses Dasein zu sichern. Der Schwindel kann sich allerdings nicht lange behaupten und das Lügengebäude bricht meistens rasch zusammen. Dabei fehlt es natürlich nicht an Opfern, die unschuldig in das Verhängnis geraten sind und die den Verlust ihres Vermögens zu beklagen haben. Unter den Unglücklichen findet man bisweilen sogar verdiente Männer, die früher in hervorragenden Stellungen gewirkt haben und die durch Leichtgläubigkeit, durch Familienverbindungen oder durch Unvorsichtigkeit ins Verderben gezogen worden sind.«

Sagt die ‚Neue Freie Presse', von der die ‚Arbeiter-Zeitung' behaupten konnte:

Unter den Gläubigern der Bank figuriert die ‚Neue Freie Presse' mit 120 Millionen Kronen.

War sie unter den Leichtgläubigen, unter den Dummen, die nicht alle werden? Nein, unter den traurigen Existenzen, die durch Betörung und Überlistung, durch den Gimpelfang ihr Schicksal verbessern wollen, ja durch Inserate und bezahlte redaktionelle Notizen den Gimpelfang erst ermöglicht haben. Unter den Architekten des Lügengebäudes. Der Erfolg war aber so gering, ~~der Bau~~ so ~~schlecht~~, daß sie sich nun selbst unter den Opfern, den Betrogenen, den Obdachlosen befindet.

Höher gehts nimmer

Gesprochen am 17. November

»Der Zusammenbruch der Nordisch-österreichischen Bank, dieses Unternehmens, das die Bezeichnung Bank führte, aber von wirklichen und reellen Bankgeschäften meilenweit entfernt war, hat mit Recht viel Staub aufgewirbelt. Man fragt sich, wie diese Gründung geschehen konnte, wie es möglich war, daß die Behörden so lange zusahen. — —«

»— — Freilich, die Dummen werden nicht alle und es finden sich immer wieder und wieder traurige Existenzen, die durch den Gimpelfang ihr Schicksal verbessern wollen und denen Betörung und Überlistung die Mittel bieten, sich ein behagliches und oft luxuriöses Dasein zu sichern. Der Schwindel kann sich allerdings nicht lange behaupten und das Lügengebäude bricht meistens rasch zusammen. Dabei fehlt es natürlich nicht an Opfern, die unschuldig in das Verhängnis geraten sind und die den Verlust ihres Vermögens zu beklagen haben. Unter den Unglücklichen findet man bisweilen sogar verdiente Männer, die früher in hervorragenden Stellungen gewirkt haben und die durch Leichtgläubigkeit, durch Familienverbindungen oder durch Unvorsichtigkeit ins Verderben gezogen worden sind.«

Sagt die ‚Neue Freie Presse', von der die ‚Arbeiter-Zeitung' behaupten konnte:

Unter den Gläubigern der Bank figuriert die ‚Neue Freie Presse' mit 120 Millionen Kronen.

War sie unter den Leichtgläubigen, unter den Dummen, die nicht alle werden? Nein, unter den traurigen Existenzen, die durch Betörung und Überlistung, durch den Gimpelfang ihr Schicksal verbessern wollen, ja durch Inserate und bezahlte redaktionelle Notizen den Gimpelfang erst ermöglicht haben. Unter den Architekten des Lügengebäudes. Der Erfolg war aber so gering, der Schwindel so offenbar, das Gebäude so baufällig, daß sie sich nun selbst unter den Opfern, den Betrogenen, den Obdachlosen befindet.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

»Die Nordisch-Österreichische Bank gehört zu jenen Kreditinstituten, die im Jahre 1923 eine besonders rege Entwicklung genommen haben. Diese Tatsache ist nicht zuletzt auf das Vertrauen zurückzuführen, welches man der Bank wegen ihrer anerkannt konservativen Leitung entgegenbringt. — —«

Hatte die ‚Reichspost' geschrieben, die heute die Verwaltungsratsmitglieder beklagt,

die ihre Leichtgläubigkeit und ihre Unerfahrenheit mit dem Bankgeschäft nun zumeist mit ihrem ganzen Vermögen büßen müssen.

Wie viel hatte die ‚Reichspost' von den anderthalb Milliarden bekommen, die nach Angabe der ‚Arbeiter-Zeitung' von der Nordisch-Österreichischen Bank in neun Monaten an jüdische und arische Zeitungen bezahlt wurden? Und wie viel das Neue Wiener Journal:

»Ein junges Finanzinstitut, das sich rasch entwickelt hat, begeht seinen ersten Geburtstag: die Nordisch-Österreichische Bank hält ihre Generalversammlung ab und legt Rechenschaft über ihr erstes Geschäftsjahr . . .

Die als sehr solid und konservativ gerühmte Leitung des Instituts hat nicht nur die Kunst, Geschäfte zu machen, verstanden, sondern auch die viel schwierigere: Geschäften auszuweichen. Es wäre begreiflich gewesen, wenn in der wüsten Spekulationsperiode der jüngstvergangenen Zeit gerade eine junge Bank es nicht vermocht hätte, ihren Tatendrang zu zügeln. Aber die Führer der Nordisch-Österreichischen haben gerade durch weise Selbstbeschränkung ihre Meisterschaft erwiesen. — — Die Folgezeit hat ihnen bekanntlich recht gegeben; und wenn das Institut heute so fest und sicher dasteht, ist das vor allem jener konservativen Besonnenheit zu danken, die lieber zehn Geschäfte ausließ, ehe sie ein unsolides machte. — —«

Die volle Wahrheit sagt wie immer die ‚Stunde', wenn sie zu Mittag kein Gold mehr im Munde hat:

»— — in dem Fall, den wir nachstehend schildern, holte sich das englische Kapital die Lehre, daß man in Österreich mit offizieller Hilfe des Finanzministeriums in der unerhörtesten Weise hereingelegt und betrogen werden kann, wenn man die löbliche Absicht hat, hierzulande Kapitalien »anzulegen«. Die Sonntagsblätter haben bereits ausführlich berichtet, daß die Nordisch-Öster-

reichische Bank, eine Gründung christlich-monarchistischer Kreise, zusammengebrochen sei und genötigt war, die Zahlungen einzustellen. Die Nachricht kam nicht überraschend, zumal man von den Schwierigkeiten der Bank seit Wochen Kenntnis hatte; man hoffte aber, daß die Verhandlungen mit einer englischen Gruppe, die sich nach den Informationen der Bankleitung ernstlich für die Majorität interessierte, zu einem Ergebnis führen werden. Uns selbst wurde noch am Samstag die Auskunft erteilt, daß die englische Gruppe die Majorität bereits erworben habe; es handle sich jetzt nur mehr um die Flüssigmachung der zur Sanierung und Weiterführung der Bank notwendigen Beträge. Von der Absicht geleitet, jede Sanierungsbestrebung notleidend gewordener Banken zu unterstützen, haben wir von den Schwierigkeiten der Nordisch-Österreichischen Bank zunächst keine Notiz genommen.

Wohl aber das Inserat. Bis zur Stunde des nicht mehr zu verbergenden Krachs. Und an der Front des Blattes, wo die Gedenktage des Kriegsverbrechens illustriert erschienen und unten die Telephon-Nummern der Hyänen angegeben waren.

— — eine faule und am Tage der offiziellen Empfehlung bereits fallite christlich-monarchistische Bank. Erfolgt nicht sofort eine Aufklärung dieses Falles, dann müßten Ausländer den Eindruck gewinnen, daß sich in Österreich der Bankenbetrug der Unterstützung und Förderung des Finanzministeriums erfreut.«

Sagt also die ‚Stunde', von der die ‚Arbeiter-Zeitung' behaupten konnte:

Dem Kronos-Verlag des Herrn Bekessy (‚Stunde' und ‚Börse') gelang es noch buchstäblich in der letzten Stunde vor Bekanntwerden des Krachs 50 Millionen zu erpressen, den Restbetrag von rund 900 Millionen wird er bei den Engländern einkassieren müssen.

Die Polizei hat in der Mitteilung über die Verhaftung des »Generaldirektors«, jenes ehemaligen Feldwebels, dessen Pfeifendeckel die geldhappigen Generale wurden, gesagt, es sei festgestellt, daß er

die gesamten Einlagen der Kommittenten zum Ausbau und zur luxuriösen Ausstattung der Banklokalitäten, zu einer kostspieligen Zeitungsreklame verwendete — —/

Nur in einem Staat, der von der Selbstverachtung seiner Autorität, vom Gesetzesbruch in eigener Regie lebt und dessen nominelle Regierung einer täglich schamloseren Diktatur der Presse unterworfen ist, sind diese Dinge möglich und ist der freche Hohn der Betrüger über die Dummen, die nicht alle werden, imstande, die Staatsgewalt so zu bannen, daß sie nicht einmal den Mut findet, jenes Preßgesetz anzuwenden, das die Aufnahme bezahlter Meinung verbietet, geschweige denn das Strafgesetz gegen einen Schuldfall von Mithilfe zum Betrug. Die einzige Genugtuung bleibt, daß die nachträgliche publizistische Wahrheit über eine Gaunerbank den Schaden der Mitgauner enthüllt, daß sich die Betrugshelfer unter den Gläubigern befinden und daß mit einem Wort, einem von Nestroy, auch diese Sorte Mensch der großen Nemesis in die Hände arbeitet, daß sie nie den Kredit der Gerechtigkeit verliert, den die kleine irdische ja längst verloren hat.

Nur in einem Staat, der von der Selbstverachtung seiner Autorität, vom Gesetzesbruch in eigener Regie lebt und dessen nominelle Regierung einer täglich schamloseren Diktatur der Presse unterworfen ist, sind diese Dinge möglich und ist der freche Hohn der Betrüger über die Dummen, die nicht alle werden, imstande, die Staatsgewalt so zu bannen, daß sie nicht einmal den Mut findet, jenes Preßgesetz anzuwenden, das die Aufnahme bezahlter Meinung verbietet, geschweige denn das Strafgesetz gegen einen Schulfall von Mithilfe zum Betrug. Die einzige Genugtuung bleibt, daß die nachträgliche publizistische Wahrheit über eine Gaunerbank den Schaden der Mitgauner enthüllt, daß sich die Betrugshelfer unter den Gläubigern befinden und daß mit einem Wort, einem von Nestroy, auch diese Sorte Mensch der großen Nemesis in die Hände arbeitet, daß sie nie den Kredit der Gerechtigkeit verliert, den die kleine irdische ja längst verloren hat.

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr und seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah.

Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

Glossen

Auf Papier ist doch alles möglich

sogar, daß in der ersten Spalte der Satz steht:

»— — Ich verstehe es, daß die Tatsache, daß eine krankhaft veranlagte Frau zu 6 Jahren Kerker verurteilt wurde, während die Leute, die ihre krankhafte Veranlagung ausgenützt haben, frei herumlaufen, Befremden erregen kann. Ob da etwas hinter den Kulissen mitgespielt hat, kann ich nicht sagen.«

Und der es nicht sagen kann, ~~aber wissen muß~~, ist der Mann, der das skandalöse Urteil nach geheimer Verhandlung gefällt hat, Herr Habietinek. Dem infolgedessen der ‚Abend', als Dank dafür, daß er ihm die erste Spalte füllte, das Lob spendet:

Es ist anzuerkennen, daß Hofrat Habietinek so aufrichtig spricht. Er, der immer ein milder Richter war, hätte nur die Stärke haben müssen, im Fall Kadivec durchzustehen. — — Ein Mann, der durch viele Jahre einer der höchsten Richter in Österreich war, bestätigt hier, was heute in Österreich allgemeines Empfinden ist: daß die österreichische Justiz faul ist!

Und nachdem die Gracchen so nicht nur, wie es täglich auf allen Gebieten des publizistischen Lebens erlebt wird, zu Klägern, sondern sogar zu Richtern geworden sind und dafür von dem Blatt, welches ihre Schuld enthüllt, gelobt werden, kann es in der zweiten Spalte fortfahren:

Wiederaufnahme,
weil die Justiz geschändet wurde

Die Wiederaufnahme des Prozesses Kadivec ist eine unabweisbare Forderung. — — Das ist der springende Punkt: Die Tatsache, daß das Gericht weghörte, wenn Dinge vorkamen, die den Mitangeklagten der Frau schädlich sein konnten — —

Aber einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit dem Schänder der Justiz zu sprechen, der so aufrichtig ist, nicht sagen zu können, was ihn damals veranlaßt hatte, wegzuhören, der nicht weiß, was hinter den Kulissen einer geschlossenen Vorstellung, deren Regie er führte, mitgespielt hat, der aber versteht, daß es

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr uud seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

Befremden erregen kann. So leben wir alle Tage, so lesen wir alle Tage, und nichts, keine Macht der Empörung, keine Wahrheit, kein Wunder vermöchte dem Spuk aus Schein und Tonfall ein Ende zu machen.

* * *

Einer von denen, die es in Österreich noch gibt

Es geschieht immer in den Tagen, wo die Justiz ihren Schwächezustand nicht verbergen kann, daß sie dort, wo man es nicht verlangt hat, zu imponieren beginnt. Der strategische Rückzug vor Herrn Castiglioni wird durch Vorstöße gegen Frauen, die der nächsten Generation das Verhungern ersparen wollten, durch Umzingelung von Zimmervermieterinnen und durch Attaken gegen Zeuginnen wettgemacht, und wenn der große Räuber fünfzehn Milliarden geboten hat, damit man ihn nicht lebendig liefert, so können wir sicher sein, in der Gerichtssaalrubrik, die eine so umfängliche Lücke aufweist, von einem armen Schelm zu lesen, der im Taglohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat, der darum einen Laib Brot nicht nehmen oder dessen Frau ein zwölftes nicht abtreiben durfte. Und was an Scherzhaftigkeit gegen Personen, die das Unglück hatten, Parteien zu werden, geleistet wird, das geht in einer Epoche, in der die Justiz alle Ursache hätte, nicht nur die Augen mit einer Binde, sondern das Haupt mit einem Sack zu verhüllen, schon ins Aschgraue. Eine um ihre Liebe betrogene, von einem monarchistischen Ritter ausgeraubte Frau ist Zeugin. Ihr Geschlecht, ihr Schicksal, die Nötigung vor Gericht zu stehen, alles an dem Fall heischt Rücksicht, Schonung, Erbarmen, Takt, Diskretion, kurz all das, was sich auf der Straße einer Negerstadt von selbst verstünde. Der Richter — er heißt Schachner und ich habe von seiner Erleuchtung in § 19-Sachen noch einen Schein bewahrt, der in zwanzig Jahren nicht erloschen ist — macht Bemerkungen wie diese:

»Sie haben aber gewußt, daß ihr Mann kein Vermögen und keine Beschäftigung hat?«

Die Zeugin wiederholt, daß sie ihren Mann nicht gefragt und ihm vertraut habe, weil sie ihn liebte. Vorsitzender Dr. Schachner: Liebe dauert ewig, hier sagen Sie aber gegen ihn aus.

— — Die Zeugin berichtet dann weiter, daß ihr Mann für seinen Bruder 150 Millionen verausgabt habe. Sie sei nicht in der Lage

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr uud seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

gewesen, dagegen Einspruch zu erheben, und habe den Bruder ihres Mannes bei sich dulden müssen. — Vorsitzender Dr. Schachner (gleichgültig): Na, wenn ein Bruder den andern unterstützt, ist das nicht so furchtbar. — Vertreter der Privatbeteiligten: Aber nicht mit dem Geld der Frau!

Selbst ein so gerichtssaalfrommes Schafsblatt wie das Neue Wiener Tagblatt kann sich da nicht enthalten, von »merkwürdigen Äußerungen des Vorsitzenden« und von »Bemerkungen auffallendster Art« zu sprechen. Die Zeugin erzählt, daß ihr Mann einmal gedroht habe, »er könne jemand mit dem Staub eines zerriebenen Rohrstockes vergiften, und man werde bei der Obduktion gar nichts bemerken«. Vorsitzender Dr. Schachner (ironisch): Also, Sie haben sich vor dem Rohrstaberl gefürchtet!

Wenn man jahraus jahrein die Verbrechen dieser Justiz an Angeklagten miterlebt — deren Gipfel wohl die barbarische Bestrafung der Frau Kadivec durch den Herrn Habietinek ist, der jetzt als Advokat die Interessen des Herrn Direktors Robert vertritt —; wenn man des neulichen Falles gedenkt, wo der Vorsitzende den auf dem Sterbebett hereingetragenen Angeklagten für vernehmungsfähig erklärte; wenn man sich insbesondere diese durch keinen moralischen Protest abzustellenden Roheitsdelikte gegen wehrlose Zeugen und Zeuginnen ~~immer wieder~~ vergegenwärtigt, diesen trivialen Hohn einer geistigen Dürftigkeit, die sich nun völlig gehen läßt, ehe sie im Namen der Republik ihr ~~mit Erlaubnis zu sagen~~ Urteil in den Kaiserbart brummt — dann fragt man sich, was eine Zeitgenossenschaft wert ist, die ihre tiefe Respektlosigkeit vor geistigen Gütern mit der unabänderlichen Hochachtung vor solcher Autorität verbindet, und was ein politischer Umsturz taugt, der dem gröbsten Unfug der alten Staatsmacht kein Ende gesetzt und dem Kaiserbart dieser Justiz kein Haar gekrümmt hat. Dazu mußten Millionen sterben, daß die Herrschaften wie eh und je das Theater aus dem Gerichtssaal machen, ~~das~~ er, wenn das Auditorium zu lachen anfängt, auf einen Wink mit dem Rohrstaberl nicht mehr sein darf und das er ja in der Tat nicht ist, weil selbst das Theater im Wandel der Zeiten nicht so ~~herunter~~kam. Verändert hat sich da nichts, verschlechtert alles. Und die Hoffnung, daß die Justitia, wenn mundus schon pereat, aus ihrer Binde Charpie zupfen werde, ist schmählich getäuscht worden.

* * *

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Todesurteil und Prügelstrafe

Keine Geschworenenbank hat noch bisher ihr Todesurteil in einer Beratung von zehn Minuten »erledigt«. Was den zwölf Männern aus dem Volk ihr Gewissen verleidete, diese siebzehn Herren von hohen akademischen Graden haben keine zarten Bedenken dagegen gehabt. Aber was sage ich »Beratung«? Die Frühstückspause hat ihnen genügt! Seht ihr sie, Mitmenschen, behaglich das belegte Brot kauend, im Konferenzzimmer umhergehen, während über Leben oder Nichtleben des »Schwarz Thomas, Schüler der Oktava« entschieden wurde? — —

Müßte man nicht, wenn man diese Artikel der Skandaille liest, wirklich glauben, daß die Professoren ein »Todesurteil« über den armen Gymnasiasten, der den Scherz auf die Tafel geschrieben hatte, gefällt haben? Was immer man gegen sie einwenden mag, und mögen sie alle zusammen nicht so viel wert sein, wie das Leben dieses einen Knaben (dessen krankhaftes Minus doch wohl der Widerspruch bedeutet zwischen der demonstrierten Geringschätzung des Schulmilieus und der tragischen Überschätzung ihrer Folgen) — erfreulicher ist selbst der ärgste Lebensbedrücker unter ihnen als dieses greuliche Libertinertum, das den Autoritätshohn der Schultafel in die Zeitung fortsetzt. Ganz ebenso schlimm aber der andere Typus, der des alten Geistreichtums, welcher der Schultyrannei Mut gegen die Jugend machen möchte und sich mit der Humorigkeit, die schon auf hundert Meter als die des Julian Sternberg riechbar wird, in einem Nachruf unter dem Titel »Der Lustigmacher« (denn so nannte der Direktor den Knaben) zu der folgenden ~~Impertinenz~~ versteigt:

— — Man müßte doch annehmen, daß die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, dem Lustigmacher anders beizukommen als dadurch, daß man ihn zum bürgerlichen Gymnasiastentod verurteilte, worauf er ein weiteres Todesurteil über sich aussprach. Wenn der beleidigte Lehrer die Inschrift auf der Schultafel: »Die Professoren können Alles . . .« ganz anders gedeutet hätte, nämlich dahin, daß die Professoren unter Umständen einem dummen Jungen auch Eine hinter die Ohren versetzen können, dann würden heute nicht verzweifelte Eltern im tränenlosen Schmerz auf einen frischen Grabhügel starren. Was müßte man erst alles einem liberalen Schreiber versetzen können, der ein System befürwortet, das in den Schulzeiten der finstersten Monarchie nicht möglich gewesen wäre, um einen toten Knaben zu schmähen, der doch jedenfalls mehr Talent und mehr Ehrgefühl bewiesen hat als die ganze Redaktion der Neuen

Todesurteil und Prügelstrafe

Keine Geschworenenbank hat noch bisher ihr Todesurteil in einer Beratung von zehn Minuten »erledigt«. Was den zwölf Männern aus dem Volk ihr Gewissen verleidete, diese siebzehn Herren von hohen akademischen Graden haben keine zarten Bedenken dagegen gehabt. Aber was sage ich »Beratung«? Die Frühstückspause hat ihnen gelangt! Seht ihr sie, Mitmenschen, behaglich das belegte Brot kauend, im Konferenzzimmer umhergehen, während über Leben oder Nichtleben des »Schwarz Thomas, Schüler der Oktava« entschieden wurde? — —

Müßte man nicht, wenn man diese Artikel der Skandaille liest, wirklich glauben, daß die Professoren ein »Todesurteil« über den armen Gymnasiasten, der den Scherz auf die Tafel geschrieben hatte, gefällt haben? Was immer man gegen sie einwenden mag, und mögen sie alle zusammen nicht so viel wert sein, wie das Leben dieses einen Knaben (dessen krankhaftes Minus doch wohl der Widerspruch ~~bedeutet~~ zwischen der demonstrierten Geringschätzung des Schulmilieus und der tragischen Überschätzung ihrer Folgen) — erfreulicher ist selbst der ärgste Lebensbedrücker unter ihnen als dieses greuliche Libertinertum, das den Autoritätshohn der Schultafel in die Zeitung fortsetzt. Ganz ebenso schlimm aber der andere Typus, der des alten Geistreichtums, welcher der Schultyrannei Mut gegen die Jugend machen möchte und sich mit der Humorigkeit, die schon auf hundert Meter als die des Julian Sternberg riechbar wird, in einem Nachruf unter dem Titel »Der Lustigmacher« (denn so nannte der Direktor den Knaben) zu der folgenden Impertinenz versteigt:

— — Man müßte doch annehmen, daß die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, dem Lustigmacher anders beizukommen als dadurch, daß man ihn zum bürgerlichen Gymnasiastentod verurteilte, worauf er ein weiteres Todesurteil über sich aussprach. Wenn der beleidigte Lehrer die Inschrift auf der Schultafel: »Die Professoren können Alles . . .« ganz anders gedeutet hätte, nämlich dahin, daß die Professoren unter Umständen einem dummen Jungen auch Eine hinter die Ohren versetzen können, dann würden heute nicht verzweifelte Eltern im tränenlosen Schmerz auf einen frischen Grabhügel starren.

Was müßte man nicht erst alles einem liberalen Schreiber versetzen können, der ein System befürwortet, das in den Schulzeiten der finstersten Monarchie nicht möglich gewesen wäre, um einen toten Knaben zu schmähen, der doch jedenfalls mehr Talent und mehr Ehrgefühl besessen hat als die ganze Redaktion der Neuen

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Freien Presse. Der arme Gymnasiast hat sich zu seiner Tat bekannt und aus der Strafe eine unverhältnismäßige Konsequenz gezogen. Herr Sternberg (Bürgerlicher), der seinerzeit — für Breslau — mir ohne Nennung meines Namens, aber mit unverkennbarer Beziehung die Titulatur eines »Lümpchens« gegeben hatte, leugnete ehe er verurteilt wurde, und blieb der Lustigmacher der journalistischen Klasse, mit dessen Ödigkeit es keine Konkurrenz aufnehmen konnte. Aber daß auf einer Schultafel, zu was immer für Unfug sie Gelegenheit bieten möge, mehr Grütze sichtbar wird, als in einer Schmocknotiz, brauchte nicht erst bewiesen zu werden. Welche ausgewachsene Dummheit, zu vermuten, daß der Oktavaner, von dem das Blatt im unmittelbaren Anschluß an die Schäbigkeit berichtet, daß er den Selbstmord verübt habe

weil er sich durch den Antrag des Professorenkollegiums auf Ausschluß von der Anstalt in seinem Ehrgefühl tief gekränkt fühlte

die Prügelstrafe überlebt hätte! Nein, sie im Gymnasium einzuführen, wäre unpädagogisch; die jungen Leute sind noch nicht reif. Erst wenn sie ins Leben hinaus und in die Redaktion eintreten, da ist sie am Platz!

* * *

Mit den Negern kann man machen, was man will

Aus einer Zuschrift:

In einem Gespräch mit einem jungen Mann, der seit einiger Zeit im kaufmännischen Beruf tätig ist und demnächst nach Westafrika gehen wird, um dort zu arbeiten, stellte ich die Frage, aus welchem Grunde er die dortigen Lebensbedingungen für besser halte als die hiesigen; ich bekam die folgende Antwort: »Hier ist man der Übervorteilung durch andere sehr ausgesetzt, aber wenn mir dort in Afrika etwas nicht recht ist, dann hau' ich dem betreffenden Neger eine Watschen herunter oder knall ihn nieder; keine Katz schert sich dann um ihn; mit den Negern kann man dort machen, was man will. Wissen Sie übrigens, die bekommen zwei Zigaretten Taglohn und müssen schinden von der Früh bis auf d' Nacht.«

Die Worte aus Ihrem Aufsatz »Der Neger«, angefangen von »Geh hörst'rr schau drr den schwoazen Murl an!« bis »Tepptaa — !« »Stinkataa — !« haben mir, seit ich sie kenne, die Art der Wiener, alles was ihnen fremd ist, eben nur einzig und allein aus dem Grund, weil es ihnen fremd ist, auf diese Weise zu beurteilen und ihre verletzte Gemütlichkeit so zu bekunden, am treffendsten

charakterisiert; auch hierin ist schon die Grausamkeit, daß man einem Schwarzen alles antun kann, enthalten; weil er als Schwarzer geboren wurde, hat er alle Konsequenzen zu tragen, auch die, von jedem Wiener Pülcher, falls er erwischt wird, durchgehaut zu werden. Ob so bald jemand, der nicht in Wien bodenständig ist, gefunden werden könnte, der eine Bemerkung, die ähnliche Roheit verrät, machen würde, ist sehr zu bezweifeln.

Sicherlich ist, wiewohl ja die Schwarzen moralisch turmhoch über ihren weißen Peinigern jeder Landsmannschaft stehen, derlei nur in der Gegend möglich, die von Gott ein Patent auf Gemütlichkeit bekommen hat. Aber er hat es, weiß Gott, doch schlecht eingerichtet, wenn man sich vorstellen soll, daß in Westafrika ein nichtsahnender Neger sich heute noch der Sonne freut, der zu Weihnachten schon erschlagen sein wird, weil er etwas getan hat, was dem feschen Wögerer Pepi, dem soeben die Freunderln auf dem Bahnhof Abschied zuwinken, »nicht recht ist«.

* * *

Was sagt die Gehirnanatomie zu dem Fall?

Ein eigenartiges Jubiläum Turl Wieners. Montag den 27. d. gelangt in der Robert Stolz-Bühne »Das Fräulein aus 1001 Nacht« zum fünfundzwanzigstenmal zur Aufführung. Der Komiker Turl Wiener begeht im Rahmen dieses Abends das Jubiläum des 2500. Auftretens in einer Robert Stolzschen Operette. Turl Wiener war schon im Jahre 1908 in der ersten Operette dieses Komponisten »Die lustigen Weiber von Wien«, zu der Brammer und Grünwald das Buch geschrieben hatten, beschäftigt, in dieser 150mal, später in »Mädel küsse mich« 500mal, in »Lang, lang ists her« 600mal, im »Tanz ums Glück« 125mal und im »Sperrsechserl« 1100mal.

Das ist offenbar der Wiener, der nicht untergeht.

* * *

Ein ganz Großer

— — Ergreifend ist diese fast ärmliche Ruhestätte, die dennoch, mehr als jeder Prunk es vermöchte, verrät, daß hier ein ganz Großer ruht. — —

(In Sperrdruck.) Wohl Kant?

Wenn er heute in seiner Größe noch nicht erfaßt wird, so ist es, weil er, wie in der Regel alle ganz Großen, seiner Zeit vorauseilte und

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und duftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, d. i. März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

von seiner Mitwelt nicht verstanden wurde. Die Welt aber wird und muß sich zu ihm bekennen oder wir eilen dem Untergang zu. — — Kirkegaard?

Das Grab — — ruft in mir die Worte der göttlichen Verheißung in Erinnerung, die uns die Gewähr für den Fortbestand der katholischen Kirche bis an das Ende der Zeiten gibt: »Du bist der Fels! Und die Pforten der Hölle werden dich nicht überwältigen!« Auch hier ein Fels, der sich vom Antichrist nicht überwältigen ließ — —

Vielleicht Bruckner? Nein. Also wer? Der Exkaiser Karl, über dessen Grab ein Weiland in der Reichspost noch das Folgende auszusagen weiß:

Wie er im Leben war, so auch sein Grab; bescheiden, anspruchslos, gleichgültig gegenüber der Kritik der Mitwelt, keine Rücksichten nehmend auf vorübergehenden Erfolg und Vorteil für sich und seine Familie, und doch unbeugsam und stark in allem, was er als seine Pflicht erkannt hatte, hierin zielbewußt, trotz aller Einflüsterungen und Anfeindungen.

Alle diese Eigenschaften mag man ~~vielleicht~~ einem Grabe nachsagen können. Aber daß der lebende Kaiser Karl unbeugsam, stark und zielbewußt war, soll nicht der Eindruck gewesen sein, der sich einem, der mit ihm zu tun hatte, just aufgedrängt hat.

* * *

Ein Stimmungskünstler

Die meisten Depeschen Franz Josephs an die Kaiserin Elisabeth, die jetzt eine glückliche Hand ans Tageslicht gebracht hat, beschränken sich auf sachliche Anfragen und gehaltvolle Feststellungen wie etwa:

. . . Wie geht es Dir und was hörest Du von Valerie? . . . Wie geht es Euch? . . . Wann kommt Ihr nach Schönbrunn? . . . Es geht uns allen gut und ich umarme Dich herzlichst . . . Schönes, sehr warmes Wetter . . . Wetter besser, aber kalt und noch regnerisch . . .

Da kann man denn der Neuen Freien Presse die starke Impression nachfühlen, die sie in dem folgenden Ausnahmsfall empfunden hat:

Sehr stimmungsvoll ist die Depesche an seine in Miramar weilende Gattin:

Glücklich in Landskron eingetroffen bei herrlichem Wetter, sind meine Gedanken bei Dir und begleiten Dich auf der blauen See.

Fj.

* * *

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Die größte Geisteserscheinung Wiens

Die Myopie der Welt, den Schöpfer des »Schlagobers« ins Gesicht — in dieses! — für einen Schöpfer zu halten, mag auf ihrem Schein bestehen. Auch mögen sie in dem Glauben selig werden, daß sich im Kampfe der Wiener Musikbureaukratie gegen die Aktiengesellschaft und in der Überwältigung des Großunternehmers durch die Mittelmäßigkeit das typische und wienerische Künstlerschicksal vollziehe. Ein gnädiger Gott hat mir das lebendige Interesse für die Sphäre, in der diese Dinge spielen, vorenthalten. Doch fehlt es mir leider nicht an der Intuition, die ohne fachmännischen Rückhalt die Nullifizierung der aufgemachten Nichtpersönlichkeit auf jedem Gebiete durchzuführen vermag, weil es ja doch genügt, eine gute Nase zu haben, wo andere nur ein schlechtes Aug und ein gutes Mundwerk haben. Und vor keiner künstlerischen Sphäre hat der naturberatene Nichtfachmann so recht wie vor jener, wo jeder Fachmann den andern für keinen hält, wo jeder jedem den Ton samt der Gurgel abschneidet; keine gibt es, die so von schmutziger Politik besessen wäre wie diese; keine, deren Kompetenzen so von der ausgesuchten Häßlichkeit und Gemeinheit vertreten sind wie die der Musik, imstande, einem die so verwaltete, so vom Mißton der Berechnung durchkreuzte Welt des Wohllauts als solche problematisch zu machen und verhaßt. Item, sie mögen herumschmocken, daß wir — in der ewigen Perspektive: Beethoven für den Fremdenverkehr — ruiniert sind, weil wir Herrn Richard Strauß verlieren, der nur mehr als Schloßherr vom Belvedere das Gebiet des von ihm blamierten Bundes betreten wird. Was sich aber der Herr Dr. Max Graf an Nänien leistet, geht denn doch ins Blitzblaue. Er schließt seinen Leitartikel mit der schlichten Feststellung:

Daß durch solches Handeln das Recht eines einzigen, unersetzlichen Künstlers, des größten lebenden Musikers, der größten Geisteserscheinung Wiens, der eine Ausnahmsnatur ist und als solche genommen werden mußte, verletzt wurde, vervollständigt die Tragödie. Es gibt keinen Menschen in Wien, der in dem Augenblick, wo Richard Strauß zum Rücktritt von der Operndirektion genötigt wurde, in der er sechs Jahre ein großes Licht war, nicht fühlen würde, daß die geistige Welt Wiens ärmer geworden, daß weniger Aufschwung und Begeisterung hier ist und daß die Verbindung mit dem großen Geistesleben der Welt gelockert wurde.

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr uud seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

Doch, lieber Graf, einen gibt es. Und zwar einen, der ohne diesmal den Vorwurf des Eigendünkels fürchten zu müssen, der Meinung ist, daß sich selbst in seiner Glosse über »Schlagobers« eine größere Geisteserscheinung Wiens ausspricht als in »Schlagobers«, von seinen Theaterwerken nicht zu reden, wenngleich er von ~~diesen~~ bisher nicht ~~so~~ viel Tantiemen gewonnen, ja auf ~~sie~~ zugunsten ~~anderer~~ verzichtet hat. Einen, der nun einmal Natur und Kunst mit ganz anderen Augen sieht als seine Zeitgenossen, auch im Kulturgeschäft den Aufschwung als das Stadium vor der Pleite erkennt, die größte Geisteserscheinung Wiens als den Busenfreund der zweitgrößten, nämlich Karpaths, agnosziert, über die Geschichte von Prinzessin Praliné und Don Zuckero nicht und nicht hinwegkommt, und wenn er erst den Inhalt von »Herr und Frau Robert Storch« erzählen wollte, indem er etwa das Feuilleton des sympathischen Decsey vorläse, ohne ein Wort hinzuzutun — die Balken würden sich biegen, wenn er am Schluß nichts sagte als: Von der größten Geisteserscheinung Wiens!

wildfremde Menschen an — wie Burdach und Hofmannsthal im Burgtheater — »und kommen so einander menschlich nahe«. Und ganz so wie bei Beethoven erging es ihm nun mit Bahr.

Der Schriftsteller, dem gleiche Wirkung auf seine Leser oder Hörer gelingt, kann sich glücklich preisen.

Die Wirkung der Neunten Symphonie und die Wirkung eines Feuilletons von Bahr im Berliner Tageblatt auf Burdach waren die gleiche. Am meisten aber hatte er ihn

durch seine wundervoll tiefen und heilig schönen Worte über das Wesen und die wahre Bedeutung der künstlerischen Offenbarung von Bayreuth in jenen Rausch des Entzückens versetzt, den im Kinde die erfüllte und überbotene Erwartung, das Empfangen einer geahnten und ersehnten, aber dennoch ungeahnt herrlichen Bereicherung hervorruft.

Und das geht so weiter und Burdach gedenkt noch der Stunde, da er es wieder, um nun den Rausch zur Ekstase zu steigern, in Bayreuth selbst las. Und da geschah's. Ein Germanist, der ins 54. Jahr geht, hat nun ein Erlebnis, um das ihn jeder andere Backfisch schier beneidet. Am Tage nach der »Parsifal«-Aufführung, noch ganz erfüllt . . . Mildenburg . . . Verkörperung . . . Kundry . . . genialste Phantasieschöpfung . . . mit ihrer wahren Seele in vollem künstlerischen Leben, zugleich aber als ein glaubhaft reales Wunder offenbart hatte, traf er

im Restaurant eines Hotels am Bahnhof mit Bahr uud seiner Gattin zusammen.

Wie kam das? Wie war das? Angesprochen? Wer wen? Erzählen bitte!

Es war ein allgemeiner Aufbruch, der Raum besetzt von Abreisenden mit ihrem Gepäck, und da es arg regnete, mit Mänteln und Schirmen.

Weiter!

Ich saß weit entfernt vom Eingang

Näher!

und war mit meinem Mittagessen fertig, als ich Bahr und seine Frau vollständig zur Abreise gerüstet eintreten sah. Nahe am Eingang,

Weiter!

wo die Kleiderhaken für die Garderobe sich befanden, an denen auch meine Sachen unter-

— 23 —

Herz, was begehrst du noch mehr?

Gesprochen am 17. November

Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen haben darf, dort, wo jeder Kaffeesieder seine »Prominenten« hält und um Mitternacht die Tragödinnen angerückt kommen, um geschwind noch ein bischen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo Theater, Kunst und Literatur sich herabgelassen haben, den Neppgewinn mit den dazu Berufenen zu teilen, und wo ganz bestimmt demnächst auch jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !!Jazzband!! und Herrn Slezak — eben dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma« in Verbindung mit »Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt und zur Verschmähung der Ware animiert, allmählich wurde ich darauf aufmerksam, daß es sich in der Verbindung Benatzky-Selim um etwas Künstlerisches handle und um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruhen dürfte. So verhält es sich in der Tat und im Vorstellungsleben des Volkes sollen nach allem, was man hört, Tristan und Isolde, Hero und Leander, Riedel und Beutel, Verbindungen, die für die Ewigkeit geschmiedet schienen, längst zurückgetreten sein vor dem Beispiel, das Benatzky und Selim tagtäglich einer zerrissenen Epoche geben. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodurch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst tatsächlich der Fall war, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich —

ursprünglich Selim zugedacht, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine faszinierende Wirkung ausgehen soll, auf mich faszinierend wirken zu lassen. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch eben seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern läßt — wie gern hätte ich zum Beispiel Salten oder Hans Müller im »Pavillon« erlebt (in jenem Pavillon Törley, der ja auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Mausis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht schließlich auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine noch bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt, und glaube, daß ich des Erlebnisses Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudenleben endlich zu jener mondänen Note gelangt ist, die dem Geschmack der ganz raffinierten Genießer entspricht, indem einerseits, bei Benatzky, die fine fleur des fin de siècle von einem five o'clock zum Ausdruck kommt, während anderseits, bei Selim, das gewisse Jenesaisquoi vorhanden ist. Beiden ist offenbar das zu eigen, was ich kürzlich in der Empfehlung einer Gehirnjauche, die zu einer neuen Separeemusik serviert wird, als die »Verbindung von Duft und Schlager« definiert sah. Ja, ohne Grund befindet sich nicht das Publikum in einem Taumel. Es gibt eben Erscheinungen, die einfach vorhanden sind und deren Wirkung man mit Analyse nicht beikommt. Wenn Meister Schönpflug eine Figur nur so hinstellt und man in Zweifel sein könnte, ob er eine offene Pappen oder eine hängende Zunge intendiert hat, so ist doch der Eindruck, der speziell beim christlichen Publikum entsteht, ein auf den ersten Blick gspaßiger, und eben dieses Publikum wird auch nicht umhin können, zu wiehern, wenn der urkomische Dr. Bergauer im Umgang mit der bloß komischen Alten die Daumen zu drehn, zu scheangeln und mit den Lippen zu bibbern beginnt, also das tut, was seit dem Gesangskomiker Stelzer zwischen Budweis und Klagenfurt halt in verfänglichen Situationen zu geschehen pflegt. (Ich habe ihn gesehen, den Unwiderstehlichen, nachdem ich ihn so lange schon gekannt hatte.) Das sind die elementaren Wirkungen auf einem mehr volks-

tümlichen Niveau. Benatzky-Selim befriedigen die Ansprüche einer verwöhnteren Kultur und es ist die spezifische Schichte von Gourmands, die bei ihnen auf ihre Kosten kommt. Und doch. (Hier könnte man etwa fortsetzen: Und doch ist es eine dezente Note, die sie pflegen, im Gegensatz zu der mehr verruchten Erotik, die ein maitre de plaisier und zugleich arbiter elegantiarum wie Siegfried Geyer nach Wien gebracht hat, der drei Geyer-Bühnen leitet, les affaires sont les affaires, und den Zeitpunkt wahrnahm, ~~wann~~ das Publikum der rue de Rothenturm für Poiret mit etwas Grandguignol reif wurde.) Benatzky-Selim, stelle ich mir vor, deuten mehr an, als sie aussprechen, tändeln mit den Dingen, auf die es letzten Endes doch ankommt, und reizen das Publikum, welches speziell in »Etablissements« das unbestimmte Gefühl hat, daß alles ein Umweg zur geschlechtlichen Betätigung ist, indem sie das Ziel mehr verheimlichen als ~~offenbaren,~~ Ich stelle mir vor, daß alles nicht geradezu gesagt wird, sondern durch die Blume, ein Hauch, ein Zwinkern genügt da oft. Das ist das Geheimnis der Wirkung, welches darin besteht, das Geheimnis der Ursache nicht zu verraten, und doch. Aussprechen was ist, wie etwa Salten in seiner »Josephine Mutzenbacher« getan hat, ist nicht Benatzky-Selims Sache. Auch spielen sich die Vorgänge meist nicht in den Niederungen des Freudenlebens ab, sondern es dürften Prinzessinnen und Pagen vorkommen und was sich da zwischen Taxushecken tut, dürfte mit ähnlicher Grazie höchstens noch getroffen sein, wenn Dörmann in die Saiten seiner Leier greift oder Krenes zu seinem Silberstift. Die Champagnerkundschaft, an die soziale Note gewöhnt, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim/ Schalkin das/ macht gewiß einen scheinheiligen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Hingabe und Empfängnis mit

bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin stupft und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Wenngleich nicht ohne ein Alzerl Neid. Und wenn ich bedenke, Benatzky ist Doktor wie Bergauer, Robert heißt Professor gar, soll primo loco für Temesvar vorgeschlagen sein, dann wurmt's mich, daß ich nicht mein Doktorat gemacht habe, vielleicht wäre ich heute auch im Wiener Kunstleben eine Nummer, wenn schon nicht in Berlin eine Kanone. Das Bild nun, welches ich mir von der Lebensfreude, die ich vom Hörensagen kenne, gemacht habe, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein feiner Kenner die ~~erfrischende~~ Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bezeugt:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französischen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viveur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube

ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schelmische Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer eine der entzückenden Chansons des Meisters abgedruckt wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie, so daß es sprüht:

Abschied am Kupeefenster.

»Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
Ach, daß ich rasch vergesse
Den gestrigen schönen Tag, die heut'ge wilde Nacht! —
Die treuen Untertanen lesen beim Frühstück morgen in der Presse:
»Seine Hoheit, Prinz Franz, haben den gestrigen Tag und die Nacht
auf der Jagd verbracht.«
Und reisen Sie recht gut, zwar mach' ich mir nicht Sorgen,
Denn Ihr Waggon-lit ist wirklich exquisit,
Und schlafen Sie . . . Sie brauchen's! . . . Damit man nicht
am Ende morgen
Die dunklen Schatten unter Ihren Augen gar zu
deutlich sieht!
Und morgen früh erweckt Sie Glockenklang,
Böllerschüsse, Trommel und Gesang —
Feierlicher Empfang!
Des Bürgermeisters Töchterlein reicht Blumen zum Fenster, in
Huldigungsdress . . . .
Und noch jemand empfängt Sie . . . Ihre Frau . . . madame la
princesse!
»Ach teure Gattin! Wie ich mich nach dir gesehnt hab'« —
»Ach teurer Gatte! Wie lang' ich die Ungeduld nach dir bezähmt
hab' . . .«
So schwört Ihr Euch aufs neue,
Daß Ihr hieltet hoch der Ehe Treue —
Und bei diesen reizenden Dialogen
Denkt sie des Pagen Reymond Saint-Cyr,
Mit dem sie . . . Marienlieder gesungen . . .
Genau, mein Prinz, wie du mit mir! —
Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
Ich liebe dich so . . . pst! Ihr Adjutant! . . .
Es ist nicht opportun, daß er diese Worte höre —
Ich küsse Hoheit untertänigst die erlauchte Hand
Und danke für die hohe Ehre!«

Ralph Benatzky.

Der alte Löwy begleitet seinen Sohn zur Bahn und verabschiedet sich von ihm mit den Worten: »Leb wohl, Josef, fahr' mit Gott!« Josef: »Wos redest du do, Tate, wird Gott fahren dritte Klass'?«

(Dies nur nebenbei, ich hab's für alle Fälle mitgedruckt.) Also man versteht. Der Prinz war nicht auf der Jagd, sondern er hat — also man versteht. Während die »Untertanen« glauben, hat er in Wahrheit. Während es nicht opportun ist, daß der eigene Adjutant diese Worte höre, dürfen es die Eingeweihten. Woher die dunklen Schatten unter seinen Augen kommen, auf die ihn die Urheberin beim Abschied aufmerksam macht, wird nicht direkt gesagt, doch die Phantasie erhält einen gewissen Spielraum. Madame la princesse war aber inzwischen auch nicht faul. Sie hat mit dem Pagen (Reymond Saint-Cyr heißt er selbstredend) — also sie hat mit ihm ... Marienlieder gesungen ... Hier, wo in der Tat kein Gedankenstrich, aber drei Punkte vor dem Verbum die Spannung aufs höchste steigern und drei Punkte nach dem Verbum ein diskretes Abklingen bewirken, bleibt jedem Hörer noch etwas zu erraten übrig, und mancher dürfte beim Nachhausegehen oder später, vor dem Beischlafen, murmeln: »Nu na, Marienlieder hat sie gesungen!« Mit einem Wort, wienerische Anmut vermählt sich aufs glücklichste mit fast französischer Pikanterie. (Nur um dieser ~~also~~ zu noch stärkerem Nachdruck zu verhelfen, habe ich die gleich anschließende Geschichte vom alten Löwy mitgedruckt.) Herz, was begehrst du noch mehr? Kein Zweifel, seit dieses Wien die »Kleinkunst« hat, werden auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigt, und ich wäre nur neugierig zu erfahren, ob Banatzky leicht oder schwer schafft, ob er diese kapriziösen Dinge bloß so aus dem Hemdärmel schüttelt oder ob er ringen muß. Ich stelle mir das gar nicht so einfach vor, ich könnte es nicht/ aber es muß doch auch eine gewisse Befriedigung gewähren, so zu produzieren. Im Geistesleben der achtziger und neunziger Jahre wurde der ganze erotische Bedarf durch die ‚Pikanten Blätter', die ‚Bombe', die ‚Karikaturen' gedeckt, die höchstens noch von den ‚Pschütt-Karikaturen' übertrumpft werden konnten. Pschütt! — das war die Losung des äußersten Sinnenkitzels. An der Kassierin jedes Kaffeehauses lehnte der Lebemann, Standbild der Männerschwäche, ein Individuum mit schütterem Haarboden, aufgedrehtem Schnurrbart und wässerigen Augen, deren eines von einem Glasscherben bedeckt war, in Zivil oder auch verkleidet, und man sah ihn in der nämlichen Stellung in den ‚Karikaturen' oder eben ‚Pschütt-Karikaturen', doch da war er von

Fischer-Köystrand oder von Lacy v. F. und sah aus wie die Folgen ausschweifender Lebensweise. Oft auch beugte er sich über ein Sofa, auf dem die Lebedame lag, immer die nämliche, völlig ausdruckslos und nur erschaffen, um den einen Dialog zu absolvieren, der sich immer um dasselbe Thema drehte. Revolverblätter, die nur wegen des Bankinserates erschienen, brachten, um dieses für die Verwaltungsräte schmackhafter zu machen, die Lebedame als Zuwag, die durch eine gewisse Fülle für die Leere zu entschädigen hatte, und der Brauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo die alten Clichés in der Zeit der Generalversammlungen noch hin und wieder auftauchen und ein hoher Busen von einer verschwundnen Pracht zeugt. Die Veredelung des Strichs war im Typus der »Büffetdame« erreicht und der äußerste Wüstling war der Balletonkel. Im Separee wartete der Erzherzog Otto auf die Speisinger-Finerl und ließ sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, indem ihm der Klavierspieler »Ich bleib viel lieber doder, weil in Wien mein Himmelreich is« vorspielte, welches Lied er aber, wenn kein Klavierspieler doder war, auch sich selbst mit einem Finger vorspielen konnte. Jedes Bordell hatte ein sogenanntes Milan-Zimmer, das der Novize mit Ehrfurcht betrachtete. Das feinere Freudenleben beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, welche Prozesse wegen Kuppelei durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß jene nicht unabsetzbar, sie aber unvorladbar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und architektonisch richtigen Christusbärten angetan auf der Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als eine, deren hurisches Avancement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Radio, Raumbühne und alle Furien, die im Ruf »Der Abeeend —! Die Stundeee« — !« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Gewiß, jenes Wien, das auf Gschnasfesten den Humor in seine Rechte treten sah wie in etwas, in das man lieber nicht tritt, hatte seine Schrecken, die wohl darin gipfelten, daß sich der Schick den Schan zugezogen hatte. Aber wie harmlos war dieser Gehirntumor, in den man wie in den damals aktuellen Schödl'schen Smoking hineinschloff oder den

man wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte, wie harmlos war dieser Schan im Vergleich mit dem Schanoir, den man sich nachher zugelegt hat, mit dem Freudengeräusch, das den Schlaf ehemals friedlicher Hurengassen durchdringt und dem Nachtleben der Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufnötigt. Es ist nicht anders, als ob der Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Lusttaumels, der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, den die Verpestung des Wiener Vergnügungslebens erreicht hat. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der der Wiener Gusto nicht widerstehen konnte, und diese größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulewardein verwandelt. Als ein Zeichen gesunder Konstitution beruhigt dabei freilich der Durchbruch des spezifischen Schwachsinns, der der lokalen Fröhlichkeit die Note erhält. Ich glaube sie in einer Melodie nicht verfehlt zu haben, die mir jüngst in meinem bewegten Nachtleben, aus hundert fernen Bars herangetragen, trotz den schlechten Zeiten durch den Sinn zog, als Shimmysierung des angestammten Polkagemüts:

»Ach holde Pipsi,
Mein Schatz, ich lieb' Sie.«
»Sie Herzensdieb Sie!«
Sagt drauf die Pipsi.
In dem Betrieb sie
Kriegt zwar 'nen Schwips, sie
Spürt doch, die Pipsi,
Womit ich schfieb', sie
Sagt gleich: »Ach gib!« Sie
Hab' ich nur lieb, sie
Treu mir auch blieb', sie,
Nämlich die Pipsi.

man wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte, wie harmlos war dieser Schan im Vergleich mit dem Schanoir, den man sich nachher zugelegt hat, mit dem Freudengeräusch, das den Schlaf ehemals friedlicher Hurengassen durchdringt und dem Nachtleben der Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufnötigt. Es ist nicht anders, als ob der Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Lusttaumels, der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, den die Verpestung des Wiener Vergnügungslebens erreicht hat. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der der Wiener Gusto nicht widerstehen konnte, und diese größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulewardein verwandelt. Als ein Zeichen gesunder Konstitution beruhigt dabei freilich der Durchbruch des spezifischen Schwachsinns, der der lokalen Fröhlichkeit die Note erhält. Ich glaube sie in einer Melodie nicht verfehlt zu haben, die mir jüngst in meinem bewegten Nachtleben, aus hundert fernen Bars herangetragen, trotz den schlechten Zeiten durch den Sinn zog, als Shimmysierung des angestammten Polkagemüts:

»Ach holde Pipsi,
Mein Schatz, ich lieb' Sie.«
»Sie Herzensdieb Sie!«
Sagt drauf die Pipsi.
In dem Betrieb sie'
Kriegt zwar 'nen Schwips, sie
Spürt doch, die Pipsi,
Womit ich schieb', sie
Sagt gleich: »Ach gib!« Sie
Hab' ich nur lieb, sie
Treu mir auch blieb', sie,
Nämlich die Pipsi.

Ich litt sehr und kann nur sagen: Trotz Marinetti (kein Pupperl, sondern ein Futurist), allen Kokolores von Expressionismus und Konstruktivismus zum Trotz: auf diesen Ton ist das mitteleuropäische Geistes- und Freudenleben seit ungefähr zwanzig Jahren gestimmt, der Tanzschritt wechselt, es ändert sich nichts, als daß bei reicherer Illumination die Stupidität von Jahr zu Jahr fortgeschrittener wird, daß dem Massenbedürfnis immer mehr ein Kunstbetrieb entspricht, der in seiner Verbindung mit dem ordinärsten Freudenbetrieb, als der notdürftige musikalische und tänzerische Vorwand der nackten Gewinnsucht/ dieser letzten intellektuellen Regung, die den Schwachsinn wucherisch aufkauft/ alles zu gewähren scheint, was das Herz begehrt. Und so sehr hat auch die künstlerische Organisation jener anderen Masse, an deren Bildungsfähigkeit zu verzweifeln tragisch wäre, die Forderungen der Zeit erfaßt, daß sie außerhalb der Feste, die sie auf dem Trümmerfeld der Theaterkunst feiert, und wenn sie nicht gerade mit bühnenreformerischen Grotesken ein épater le prolétaire wagt, eben diesen mit den Brosamen füttert, nein, mit den Resten von Mehlspeiskitsch, die von der Tafel der Bourgeoistheater abfallen, welche sie großmütig ernährt, ohne die mäzenatische Chance auch nur zu dem Versuch zu mißbrauchen, auf eine Verbesserung der Kunstnahrung zu dringen. Denn durch keine Revolution wäre je das Gesetz der Trägheit abzuschaffen. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit allen Umschwungs ziehen, so dürfte sich — nebst der Errungenschaft, daß Gewerkschaftsfunktionäre, die sich mit Theaterdirektoren schlagen sollten, ihnen Operetten liefern, in welchen eine Gräfin einen Bürgerlichen heiratet oder umgekehrt — so dürfte sich also herausstellen, daß eine Inhaltsangabe des »Fräuleins aus 1001 Nacht« die purste geistige Wirklichkeit dieses Lebens darstellt und daß wir uns auf einem Niveau befinden, auf dem das Erraten dessen, was madame la princesse inzwischen gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olymps an der Nase herumgeführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker, die ja bereits alle vorrätigen Kräfte den Theaterdirektoren

ausgespannt haben. Vorübergehende Stagnation durch Wirtschaftskrise und Steuerdruck kann die Entwicklung nicht aufhalten, und wenn die Treffpunkte der Schakale dutzendweise verschwänden, was ja doch nicht ohne Aussicht auf Ersatz geschähe. Denn nach einem Blutregen wachsen mit den Betriebsstätten des Raubes die Saussoucis der Räuber wie die Pilze aus dem Erdboden und was Krieg und Inflation kulturell geschaffen haben, kann von einer Sanierung nicht mehr abgebaut werden, und von der der Seelen schon gar nicht. Der Ruin des Freudengeschäfts, das auf dem Vorsatz der Kanaille basiert, der Welt die Haxen, die ihr noch geblieben ist, auszureißen, müßte von innen heraus erfolgen, durch den Ekel an der Verödung dessen, was für die Ödigkeit des Lebens entschädigen soll und nur noch die Wirkung der Quantität vermag. Doch eben dieses von allen Techniken anästhesierte Leben empfindet solchen Ekel nicht, keine Ermüdung von dem Brouhaha seiner Vulkantänze, nicht einmal den Überdruß an der sozialen Elendsmiene, die das Narrengeschäft jetzt annimmt, da »schlechte Zeiten« sind und eine Steuer, die mehr als das moralische Gewissen der Gegenwart drückt, dem Schandgewerbe zusetzt. Es ist die Parodie eines Zeitwesens, welches den Lebenszweck dem Lebensmittel unterworfen und den Konsumenten dem Händler dienstbar gemacht hat: daß nun auch das Gift darauf besteht, genossen zu werden, damit es erhalten bleibe, und daß der Beruf des Lustigmachers in so trauriger Welt seine Kunden erheitern will, um seinen Mann zu ernähren. Der Mord an zwanzig Millionen Menschenkindern hat der bürgerlichen Presse nicht so viel ~~Anteil~~ abgewonnen als das Schicksal jener, die von der Pleite der Unter- und Überhaltungsstätten betroffen sind; was sich allerdings daraus erklären mag, daß auch ~~sie~~ dem Heldentod weniger abgewonnen hat als dem Hurenleben. So erscheint das geistige Wien in einen Chorus von Nachtlokalredakteuren verwandelt, der den Jammer der Zeit in den Konkursen einer Branche beklagt, deren Wohlstand doch den denkbar grimmigsten Kontrast zu ~~jenem~~ bildet. Diese Menschheit, die wahrscheinlich zu leben hätte, wenn sie ihre Ware, in die sie ihre ganze Geistigkeit investiert hat, nicht bedienen müßte und nicht in Erwerbsgruppen zerfiele, die von der gegenseitigen Ausplünderung leben wollen, diese Menschheit, gegen die es der Sozialismus wirklich

schwer hat, Kulturtendenzen zu vertreten, wenn er damit die Nachtcafébediensteten vor den Kopf stoßen könnte, nein, diese Menschheit wird wohl nie mehr aus den schlechten Zeiten herauskommen und dann wird unter den überflüssigen Berufen, welche in der Erhaltung ihrer Angehörigen eine Lebensnotwendigkeit erblicken, nicht das wahre Hurentum, das stumm duldet, sondern immer die sogenannte Kunst voran sein, über die brachliegende Fähigkeit zur Prostitution zu klagen und das Publikum an seine Konsumentenpflicht zu erinnern. Aber das sind nur vorübergehende Stockungen, die in Wahrheit die Technik der Reizmittel begünstigen. Nicht die schlechten Zeiten, sondern die schlechte Zeit hat das Bühnenwesen auf einen Punkt gebracht, wo es zu jeder szenischen Verwandlung fähig ist, und wenn die Konkurrenz von Nepp und Kino dem Theater überhaupt noch einen Spielraum läßt, so muß es diesen nicht ausbauen, sondern vertiefen. Die schlaueren Bühnenreformer, die nicht nur Snob, sondern auch Mob gewinnen wollen, wissen ganz gut, daß die Entwicklung, und wenn sie noch so sehr tut als ob sie des Esoterischen bedürfte, die Szene bloß in der Richtung erweitern wird, wo sie zum Restaurant wird. Herr Reinhardt, ein Mann, der's mit der Zeit wahrlich aufnehmen kann, die ihm seit zwanzig Jahren aufsitzt, und der erfaßt hat, daß wie einst den Göttern der Kaufmann, so jetzt der Künstler dem Schieber gehört, hat in Wien, wo er die Sträusslsäle eröffnete und für warme Küche nach Schluß der Vorstellung sorgte, zwar erfolgreich, aber dramaturgisch doch nicht radikal genug eingesetzt. Es muß während der Vorstellung gefressen werden! »Reinhardts neues Berliner Theater ist ein Logentheater und erhält eine besondere Note durch die Aufstellung kleiner Tische in den Logen-Vorräumen, so daß die Gäste in den Pausen an Ort und Stelle werden speisen können.« Herz, was begehrst du noch mehr? Etwa, daß die Kleinkunstbühnen, wo schon längst vom Publikum coram musis gefressen wird, eine besondere Note erhalten durch die Aufstellung kleiner Betten in den Logen-Vorräumen, wo die Ausgeburten der Hölle höchstens durch das Lachen über die Möglichkeit, daß sie da Marienlieder singen könnten, daran gehindert sind.

Glossen

Bei dieser Gelegenheit außerordentlich lohnend

Das Berliner Tageblatt, 17. Oktober 1924, bringt unter den »Antworten« seines Reiseblattes das Folgende:

Belgien — Holland. Zum Besuch des Grabes Ihres gefallenen Sohnes ist eine besondere Einreiseerlaubnis nach Belgien nicht erforderlich, ebensowenig nach Holland. Sowohl der Besuch einiger belgischer Städte, u. a. Brügge, Brüssel, Antwerpen, sowie einer Anzahl niederländischer Orte mit ihren interssanten Sehenswürdigkeiten, wäre bei dieser Gelegenheit außerordentlich lohnend. Wir nennen z. B. — — mit einer Dampferfahrt auf den Seen, oder nach Noordwijk — — Schiffahrt von Amsterdam über die Zuidersee nach Kampen, oder — — Segelfahrt auf den Friesländischen Seen — — eventuell mehrtätigige Dampferfahrten auf den zeeländischen Flüssen — — Zu empfehlen sind z. B. auch Segelfahrten auf den Wassern Zeenlands, von Vlissingen oder Middeburg aus, z. B. — — oder mit dem Motorboot von Rotterdam nach — — Spezielle Auskunft erhält man — —

* * *

Ein solches Volk kann nicht untergehn

Lebenskamerad

durch gründliches Sichkennenlernen gesucht. Vater und einziger Bruder als akt. Offiziere durch den Krieg verloren; 27 J. alt, Armeeschwester gewesen, jetzt kaufm. Beamtin und Führerin einer nationalen Jugendbewegung im altbesetzten Gebiet. Da einziges Kind, vollst. Häuslichkeit vorhanden. Interessiert und lebensfroh. — Suchende möchte durch ein glückliches, echt deutsches Familienleben zum Wiedererstehen eines geeinten, geachteten Vaterlandes beitragen. Verlangt wird Frontgeist. Mitteilung. u. Al. 1245 a. d. Fridericus, Berlin S. 42.

* * *

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Nie wieder Angriffskrieg!

Die wichtigste Frage, die dieser Tagung des Völkerbundes ihre große Bedeutung gibt, ist die Frage der Abrüstung und der gegenseitigen Sicherungen. — — Die wesentlichsten Punkte dieses Paktes sind in folgenden zwei Kapiteln niedergelegt:

Kapitel 1: Aechtung des Angriffskrieges.

Artikel 1. Die Vertragsstaaten erklären feierlich den Angriffskrieg für ein Verbrechen gegen das Völkerrecht. Jeder einzelne Vertragsstaat gelobt, sich dieses Verbrechens nicht schuldig zu machen.

Artikel 2. Der Staat, der dennoch anders als zur Verteidigung Krieg führt, begeht das im Arikel 1 bezeichnete Verbrechen.

Sie werden also allesamt nur Verteidigungskriege führen. Wie 1914.

* * *

Deutschland über alles

Freiherr Botho v. Zizewitz und Gattin zeigen die Geburt eines strammen Jungen an.
Am Gedenktage des siegreichen Vormarsches in Frankreich.

Ein schwarz - rot - goldenes Mädel ist in bester Verfassung am Verfassungstage angekommen.
Reg.-Baum. W. Samson u. Frau.

* * *

Die Kämpfer

— — Die Auszeichnung des braven Vorkämpfers wird daher in allen Kollegenkreisen mit großer Freude aufgenommen.

Nämlich des Herausgebers der Korrespondenz Wilhelm.

»Ich kämpfe stets dafür und habe immer dafür gekämpft, möglichst viel herauszuschlagen.«

Immerhin ein verkrachter Oberst, der den Gläubigern einer monarchistischen Bank Rede steht. Wo man hinsieht, Kämpfer. Die Teilnehmer am Weltkrieg hatten keine Gelegenheit zu solcher Aktivität.

* * *

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

Bilder

Die Prägerin des »Neanderthalers« hat auch den sinnreichen Vorschlag gemacht, daß die Gerechtigkeit, die die großen Diebe laufen läßt, wenigstens zulassen sollte, daß man ihnen (die ja sogar zurückkehren können, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wird), »die Tiepolos um die Pappen haut«. Denn es ist doch kein Börseneinbrecher ohne einen Tiepolo über der eisernen Kassa, den er zumeist hereingeschmuggelt hat, zu denken. Aber die neue Publizistik überläßt ihnen auch die Bilder des alten Sprachreichtums und meint, einem von ihnen könne höchstens der Vorwurf gemacht werden,

daß er sich der Gruppe gegenüber, die ihn in den Sattel hob, schwach gezeigt habe.

Sich das vorzustellen! Doch beim Wechselreiten ist der Sattel unentbehrlich. (Das wissen die, die in solchen Fällen eine Lanze einlegen.)

* * *

Die Pest

und zwar die ganz schwere Form, die Budapest, die jetzt über Wien hereingebrochen ist und täglich zu Mittag sich durch die Straßen verbreitet, hat uns mit der Idolatrie des Schiebers auch den neuen Sprachreichtum beschert. Dieser lebt sich in der Libertinage der gelockerten grammatikalischen Fesseln aus und in einem Parvenutum der Sprache, dem nicht nur jedes deutsche Wort ein Fremdwort ist, sondern das auch mit Fremdworten so umspringt, als ob es deutsche Worte wären:

— — Für Camillo Castiglioni gibt es heute nur eines: Zurückzukehren, den Anwürfen die Stirne zu bieten und seinen gefährdeten Unternehmungen persönlichen Rückhalt zu leisten. Nichts wäre für ihn verhängnisvoller, als eine dauernde Dessertation von seinem eigenen Werk.

So naheliegend in der Sphäre der heroischen Börsenberichterstattung die Annahme wäre, daß es sich um eine Dissertation über ein nationalökonomisches Werk handelt, auf Grund deren der bekannte Volkswirtschaftler das Ehrendoktorat der Wiener Universität

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

erwerben könnte, so ist doch nur eine gewöhnliche Desertion gemeint, die aber besser und der neuen Schieberpathetik gemäßer als Fahnenflucht bezeichnet worden wäre.

* * *

Der Harfenspieler

der Sonn- und Montagszeitung:

— — Heute stellt sich heraus, wer die leichtfertigen Käufer waren, welche zu allen noch so unrentablen Kursen die Pakete mit dem Gelde der Einleger für das »nostro« oder für wenig fundierte Konti kauften. O ja, es war sehr leicht, bei steigenden Kursen zu »placieren«, wenn kleine Bankfirmen, nur, um ihre Tüchtigkeit zu zeigen, ganze Emissionen fix übernahmen und gleichzeitig von der emittierenden Bank so überreichlich mit Taggeldern versorgt wurden. Wenn je, so gehört hieher das alte Wort:

»Ihr laßt den Armen schuldig werden — dann übrelaßt ihr ihn der Pein.«

Kein Druckfehler. Wenn je, so gehört er hieher.

* * *

Was er ererbt von seinem Vater hat

und erwirbt, um es zu besitzen, jeden Früh und speziell im Abendblatt, wo er nur mehr spielt und tändelt, das prägt sich am charakteristischesten in einem Satz wie diesem aus, mit welchem er den Zeppelin-Flug, bechowetig und den Daumen an die Feder haltend, begleitet. Vom Krieg sprechend, der die Kulturerrungenschaften »ins Schreckliche und Gräßliche verzerrte« — was ihm damals einen Hauptspaß gemacht hat —, sagt er:

Ein Wunder ist es wahrlich, daß die Hoffnung erhalten blieb und daß der Mut nicht gebeugt wurde, trotz entsetzlicher Verluste und schwerer Stöße gegen das Vertrauen.

Das Charakteristische ist die beziehungslose Anwendung von Worten, die Seelisches bezeichnen. Wessen Hoffnung? Welche? Wessen Mut? Wozu? Und vor allem: Wessen Vertrauen? Worauf herauf? Denn dieses ist in seiner Absolutheit absolut schwachsinnig. »Das Vertrauen« hat durch die Gaunerei der Nordisch-österreichischen Bank Stöße erlitten, von der er Geld genommen hat,

aber es ist schlechthin paranoid, zu sagen, daß durch den Weltmord »das Vertrauen« erschüttert wurde. (Wenn er das liest, wird »die Wut« groß sein, das kann man ohne jede Beziehung sagen.) Alle diese Seelenworte werden aber zusammengefaßt in dem »Gemüt«. Der Zeppelin

geht hinüber nach Amerika, um friedlich zu erobern, um neue Freundschaft zu beginnen und alte zerrissene Bande des Gemütes zu erneuern.

Ja, am Gemüt erkennt man ihn. Es ist das kostbarste Erbstück. Ganz besonders aber an der Fähigkeit, mit einer Konstatierung zu schließen, die mit dem Vorhergehenden eben noch durch ein »Wie kommt das zu dem?« verbunden ist. Salto mortale über den Hirnriß.

Aber gewiß ist: die Wasserscheide der Völkerentfremdung ist überschritten. Das Morgenrot steht am Himmel.

Wenn eine Wasserscheide überschritten ist, so bleibt sie doch vorhanden, denn gegen die Geographie ist mit Gewure nicht aufzukommen. Und was hat die Wasserscheide mit einem Morgenrot zu schaffen, das sein Lebtag noch nicht am Himmel »gestanden« ist. Hier sitzt die Krankheit. (Vererbung.) Aber Hunderttausende lesen es und sagen: Gott wie gesund!

* * *

— 11 —

Jackie

(Großmann ist mir lieber) hat nach dem Papst und der Akropolis auch Herrn Dr. Hainisch gesehen, er hat nun alles kennen gelernt, was ein heranwachsender Mensch braucht, wenn er ins Leben hinaustreten soll, er hat, um in der Entwicklung nicht zurückzubleiben, sogar einen Empfang der Wiener Presse abgehalten, und so mag man denn begierig sein, wie es ihm im Leben weiter ergehen wird. Vielleicht wird es ihm dereinst fehlen, daß er, als er nach den Tagen der Wiener Begeisterung, die so plötzlich abbrach, weil er es mit den Dimensionen des Zeppelin nicht aufnehmen konnte — daß er, als er damals nach Berlin kam, Ebert nicht zu Gesicht bekommen hat. Wie dem immer sei, die ganze Grauslichkeit dieser Welt ließe sich wohl in nichts besser erkennen als in der pyramidalen Kinderschändung, zu der sie sich nach dem großen Männermorden die Hände gereicht hat, und ein Triumphzug der internationalen Schande bleibt diese

Weltmord »das Vertrauen« erschüttert wurde. (Wenn er das liest, wird »die Wut« groß sein, das kann man ohne jede Beziehung sagen.) Alle diese Seelenworte werden aber zusammengefaßt in dem »Gemüt«. Der Zeppelin

geht hinüber nach Amerika, um friedlich zu erobern, um neue Freundschaft zu beginnen und alte zerrissene Bande des Gemütes zu erneuern.

Ja, am Gemüt erkennt man ihn. Es ist das kostbarste Erbstück. Ganz besonders aber an der Fähigkeit, mit einer Konstatierung zu schließen, die mit dem Vorhergehenden eben noch durch ein »Wie kommt das zu dem?« verbunden ist. Salto mortale über den Hirnriß.

Aber gewiß ist: die Wasserscheide der Völkerentfremdung ist überschritten. Das Morgenrot steht am Himmel.

Wenn eine Wasserscheide überschritten ist, so bleibt sie doch vorhanden, denn gegen die Geographie ist mit Gewure nicht aufzukommen. Und was hat die Wasserscheide mit einem Morgenrot zu schaffen, das sein Lebtag noch nicht am Himmel »gestanden« ist. Hier sitzt die Krankheit. (~~Vererbung~~.) Aber Hunderttausende lesen es und sagen: Gott wie gesund!

* * *

Jackie

(Großmann ist mir lieber) hat nach dem Papst und der Akropolis auch Herrn Dr. Hainisch gesehen, er hat nun alles kennen gelernt, was ein heranwachsender Mensch braucht, wenn er ins Leben hinaustreten soll, er hat, um in der Entwicklung nicht zurückzubleiben, sogar einen Empfang der Wiener Presse abgehalten, und so mag man denn begierig sein, wie es ihm im Leben weiter ergehen wird. Vielleicht wird es ihm dereinst fehlen, daß er, als er nach den Tagen der Wiener Begeisterung, die so plötzlich abbrach, weil er es mit den Dimensionen des Zeppelin nicht aufnehmen konnte — daß er, als er damals nach Berlin kam, Ebert nicht zu Gesicht bekommen hat. Wie dem immer sei, die ganze Grauslichkeit dieser Welt ließe sich wohl in nichts besser erkennen als in der pyramidalen Kinderschändung, zu der sie sich nach dem großen Männermorden die Hände gereicht hat, und ein Triumphzug der internationalen Schande bleibt diese

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach erwählte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schleinher Stammlokalen begegnet ist,

39
35

Impresa der Kindlichkeit, an der den Weltwüstling nicht einmal die Assistenz der unternehmenden Eltern abstößt. Aber das perverse Grauen einer Zeit, in der die Säuglinge die Mütter ernähren, wird erst vollkommen im publizistischen Abbild des Gedränges um ein Wunder der Natur, das wahrlich mehr noch als ihre Gnade ihre Grausamkeit bezeugt. Die Neue Freie Presse hat alle Stadien der Erwartung bis zur Erfüllung mitgemacht, und wie das so geht unter dem Zauber der Kindlichkeit, ward sie selbst zum Kinde.

Die Enttäuschung vom Sonntag, an dem viele Tausende den kleinen Künstler vergeblich erwartet hatten, schien zunächst noch nachzuwirken: Nach 7 Uhr war die Zahl der Wartenden vor dem Ostbahnhofe noch verhältnismäßig gering, und man sah der Ankunft des Budapester Abendschnellzuges mit einem gewissen Zweifel entgegen: »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!«

No ja, diese Worte sind von ihr natürlich nicht erlauscht worden, sondern sie bemüht sich (selbstredend), der Sprache des Zweifels eine Gestalt zu geben. Wie sagt man, wenn man nicht weiß, ob Jackie heute kommt? »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!« Sehr gut. Inzwischen ist das Gedränge beängstigend geworden, der Zug fährt in die Halle und die Neue Freie Presse beobachtet:

— 42 —

Photographen suchen in diesem Durcheinander ihre Apparate vor Beschädigung zu bewahren, einem Herrn wird der Zwicker zerbrochen, eine Dame entdeckt, daß ihre Pelzboa plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist.

Wenn jemals, so ist hier die alte Wiener Einrichtung, daß bei einem Gedränge vor allem andern gestohlen wird, zu loben. Wie dem Herrn die Beschädigung des Zwickers — er tröstet sich wohl: »Besser is schon wie gar nix« —, so ist der Dame der Verlust der Boa zu gönnen. Die Sicherheit in Wien wird nur durch die Tagediebe gefährdet. Wenn zum Empfang eines Filmstars bloß die Taschendiebe ausrückten, so würde dergleichen nicht mehr vorkommen. Dann könnten uns nur noch die Beobachtungen der Neuen Freien Presse gestohlen werden. Jackie,

der mit leisem Lächeln auf dem Trittbrett steht und sich in lässiger Anmut an die Griffstange schmiegt

schließt geblendet die Augen. Aber nicht wegen der Geistesblitze des Vertreters der Neuen Freien Presse, sondern nur im

Magnesiumlicht, und das Trittbrett, auf dem man mit leisem Lächeln stehen kann, ist keines, von wo er einen Tritt erhält, sondern:

Jackies Vater, ein sympathischer junger Mann, hebt seinen kleinen Buben vom Trittbrett auf den Bahnsteig herüber, Jackies Mutter, eine hübsche Frau mit schwarzem Bubikopf, streicht ihrem Liebling zärtlich über die Wange.

Sie hat auch allen Grund dazu. Wer so für seine jungen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, sorgt, hat Anspruch auf ihre Dankbarkeit.

Jetzt aber wird es gefährlich.

Nämlich in dem beängstigenden Gedränge beginnt der Vertreter der Neuen Freien Presse ein Interview, da er offenbar der Meinung ist, daß man einem Kind mit dem Frage- und Antwortspiel Freude bereitet. Zunächst kommt das beliebte Marmelade-Motiv.

»Ist es wahr, Jackie, daß Du dir an Marmelade den Magen verdorben hast?« fragt man ihn. »Aber nein«, erzählt er, »ich hätte sehr gern eine ganze Marmeladenflasche aufgegessen; aber ich bekomme ja nicht so viel Jam.«

Nur uns hat die Marmelade, die wir immer wieder aufgetischt bekamen, den Magen umgedreht. Natürlich verzichtet der alte

— 43 —

Schmock, der längst nicht mehr weiß, welchen Beruf er verfehlt hat, auch auf die Frage nicht, was Jackie werden wolle, dieser antwortet, das werde er sich erst in ein paar Jahren überlegen, also so viel wie Schmecks! Dann bringt die Familie ihren Ernährer in Sicherheit, doch jener meldet in aller Seelenruhe, daß zahllose Kinder in Gefahr gerieten, in dem Gedränge, in das Jackie sich nicht einlassen will, »niedergetreten und schwer verletzt zu werden«.

Ringsum an den Laternenkandelabern hängen ganze Traubenbüschel von Kindern.

Und wäre eines vom Dach des Autos, in dem Jackie sitzt und auf das etliche Altersgenossen geklettert sind, heruntergefallen, es gäbe eine Beobachtung mehr, aber kein Minus an Empfangsfreude. Das Auto fährt ab. Man sieht noch, daß Jackies Gouvernante »bebrillt« ist. Sie fahren an der »rückwärtigen Front« des Hotels vor. Dies ist eine eigenartige Umschreibung für den

~~hintern~~ Eingang, den sich der Interviewer vorbehält, wenn er ins Hotel kommt. Dort beobachtet er, daß sich Jackie »in den Apartements«, in die er »seinen Einzug« hält, »unglaublich rasch heimisch fühlt«. Selbstredend hat er auch Zinnsoldaten vorgefunden. Eine Verkleinerung jener Gestalten, die an der ungarischen Grenze, über die er nach Wien kam, seine Altersgenossen erschießen oder zertrampeln. Während er mit ihnen spielt, läßt er sich interviewen, das heißt, er beantwortet »zwischendurch schön artig« alle Fragen. Diese Doppelbeschäftigung unterbricht er alle zwei, drei Minuten, um sich wieder auf den Balkon zu begeben und die Ovationen der Menge entgegenzunehmen. Wie eben Kinder sind. Das geht so durch eine halbe Stunde: Ovation, Zinnsoldaten, Presse. Auf den Balkon, wieder zurück — ein Kinderspiel. Natürlich läßt sich die Frage aller Fragen, wiewohl schon auf dem Bahnhof negativ beantwortet, nicht mehr unterdrücken:

»Jetzt sag' mal, Jackie, ist das wahr, was die Leute erzählen, daß du in Athen einen halben Topf Marmelade genascht hast?« — »Oh, das ist ja gar nicht wahr! Aber das können Sie mir glauben, wenn ich so was gekriegt hätte, ich hätte es bestimmt aufgegessen!« Er ist wirklich sehr lustig, der kleine Spitzbub!

Bemerkt die alte Kuh.

* * *

Ein neuer Schmock

ist erstanden, man habe acht auf ihn.

— — Benatzky-Selim — — Daß das verunglückte Experiment der elf Scharfrichter, ein literarisches und dabei nicht langweiliges Kabarett zu schaffen, mehr als ein Jahrzehnt später der Verwirklichung entgegengeht. — —

In der jüngsten Vergangenheit hat sich in der Schauspielkunst ein Stil herauskristallisiert, der in der Übersteigerung der Tragik zu einem verzweifelten und doch befreienden Lachen besteht. Er ist eine Art passiver Satire ohne die Heldenpose des literarischen Satirikers, ein Mittelding zwischen den tragischen Lozelachs Karl Kraus' und dem resignierten Da-kann-man-nix-machen-Humor Bernard Shaws, ein Stil, der beispielsweise von Jannings virtuos beherrscht wird und wie gesagt, in Chaplin seine höchste Steigerung hat — — Ringelnatz — — Blandine Ebinger — — Elisabeth Bergner — — Grünewald und Greco — — Strindberg oder Weininger — —

Und endlich, in ihrem Liedchen von der kleinen, chinesischen Prinzessin Minutti, die Bauchweh zu haben glaubt, während sich etwas

Eingang, den sich der Interviewer vorbehält, wenn er ins Hotel kommt. Dort beobachtet er, daß sich Jackie »in den Appartements«, in die er »seinen Einzug« hält, »unglaublich rasch heimisch fühlt«. Selbstredend hat er auch Zinnsoldaten vorgefunden. Eine Verkleinerung jener Gestalten, die an der ungarischen Grenze, über die er nach Wien kam, seine Altersgenossen erschießen oder zertrampeln. Während er mit ihnen spielt, läßt er sich interviewen, das heißt, er beantwortet »zwischendurch schön artig« alle Fragen. Diese Doppelbeschäftigung unterbricht er alle zwei, drei Minuten, um sich wieder auf den Balkon zu begeben und die Ovationen der Menge entgegenzunehmen. Wie eben Kinder sind. Das geht so durch eine halbe Stunde: Ovation, Zinnsoldaten, Presse. Auf den Balkon, wieder zurück — ein Kinderspiel. Natürlich läßt sich die Frage aller Fragen, wiewohl schon auf dem Bahnhof negativ beantwortet, nicht mehr unterdrücken:

»Jetzt sag' mal, Jackie, ist das wahr, was die Leute erzählen, daß du in Athen einen halben Topf Marmelade genascht hast?« — »Oh, das ist ja gar nicht wahr! Aber das können Sie mir glauben, wenn ich so was gekriegt hätte, ich hätte es bestimmt aufgegessen!« Er ist wirklich sehr lustig, der kleine Spitzbub!

Bemerkt die alte Kuh.

* * *

Ein neuer Schmock

ist erstanden, man habe acht auf ihn.

— — Benatzky-Selim — — Daß das verunglückte Experiment der elf Scharfrichter, ein literarisches und dabei nicht langweiliges Kabarett zu schaffen, mehr als ein Jahrzehnt später der Verwirklichung entgegengeht. — —

In der jüngsten Vergangenheit hat sich in der Schauspielkunst ein Stil herauskristallisiert, der in der Übersteigerung der Tragik zu einem verzweifelten und doch befreienden Lachen besteht. Er ist eine Art passiver Satire ohne die Heldenpose des literarischen Satirikers, ein Mittelding zwischen dem tragischen Lozelachs Karl Kraus' und dem resignierten Da-kann-man-nix-machen-Humor Bernard Shaws, ein Stil, der beispielsweise von Jannings virtuos beherrscht wird und wie gesagt, in Chaplin seine höchste Steigerung hat — —.

Ringelnatz — — Blandine Ebinger — — Elisabeth Bergner — — Grünewald und Greco — — Strindberg oder Weininger — —

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und duftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft für Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Kleines in ihr regt, da wächst sie zur Sage empor. — — Schöpfung des neuen Mythos — — Dabei gravidiert alles nach dem Osten — —

So ist es, zumal unter den Umständen der kleinen chinesischen Prinzessin. Es ist alles da, nicht so wie bei arme Bocher. Inklusive Chaplin, ohne den heute überhaupt kein Literaturleben ist. (Kierkegaard vermisse ich.) Und daß die Elf Scharfrichter »mehr als ein Jahrzehnt« zurückliegen, ist auch ganz richtig. Sie waren zwar kein »verunglücktes Experiment«, aber sie wirkten zu einer Zeit, wo die neuen Schmöcke, die zu allem alles und nichts zu sagen haben, noch nicht geboren waren.

* * *

Richtlinien für die neue Kunst

Mopp — man stelle sich nur vor, daß ein Genius sich so nennt — wird von der Wiener Kunstreportage, die gemacht hat, daß sein Name in der »großen Welt« ein guten Klang hat, nun als Heimkehrer gefeiert. Denn die Zeitung macht alles. Sie läßt einen Schützling so lange »verkannt« werden, bis nach anhaltendster Auslandsreklame im Inland, der nemo als propheta in sua patria dasteht. »Eines ist sicher«, ruft der Kundigsten einer, »die österreichische Malerei hat einen neuen Führer gefunden!« Und läßt sich vom Erlebnis Mopp zu der folgenden prinzipiellen Darlegung hinreißen:

Wir leben nicht mehr in der Zeit des bürgerlichen Heimideales, der stillen Geruhsamkeit, und gemalte Pflaumen mit Gemüse bringen in uns nichts zum Schwingen. Ein Mensch der Großstadt, der zwischen Autos, Börsenkursen, Kokotten und Konferenzen dahinlebt, seine freie Zeit am Sportplatze und im Gebirge zubringt — was soll dieser Mensch mit einem Bilde beginnen, in dem keine Spur vom ganzen Geist der Zeit enthalten ist? Mag es malerisch noch so schön durchkomponiert sein — Zwetschken und Grünzeug haben für uns nur in gekochtem Zustande Interesse.

Erst wenn die Künstler hinausgehen werden auf Fußballplätze und Skischanzen, ins wirkliche Leben hinaus, wenn sie in Konzertsälen und im Räderlärm der Straße erkennen werden, was die Menschheit bewegt — dann erst wird die bildende Kunst ihren verlorenen Platz wieder erringen . . .

Das sind einmal Kunstprinzipien, die Hand und Fuß haben.

Und endlich, in ihrem Liedchen von der kleinen, chinesischen Prinzessin Minutti, die Bauchweh zu haben glaubt, während sich etwas Kleines in ihr regt, da wächst sie zur Sage empor. — — Schöpfung des neuen Mythos — — Dabei gravidiert alles nach dem Osten — —

So ist es, zumal unter den Umständen der kleinen chinesischen Prinzessin. Es ist alles da, nicht so wie bei arme Bocher. Inklusive Chaplin, ohne den heute überhaupt kein Literaturleben ist. (Kierkegaard vermisse ich.) Und daß die Elf Scharfrichter »mehr als ein Jahrzehnt« zurückliegen, ist auch ganz richtig. Sie waren zwar kein »verunglücktes Experiment«, aber sie wirkten zu einer Zeit, wo die neuen Schmöcke, die zu allem alles und nichts zu sagen haben, noch nicht geboren waren.

* * *

Richtlinien für die neue Kunst

Mopp — man stelle sich nur vor, daß ein Genius sich so nennt — wird von der Wiener Kunstreportage, die gemacht hat, daß sein Name in der »großen Welt« einen guten Klang hat, nun als Heimkehrer gefeiert. Denn die Zeitung macht alles. Sie läßt einen Schützling so lange »verkannt« werden, bis, nach anhaltendster Auslandsreklame im Inland, der nemo als propheta in sua patria dasteht. »Eines ist sicher«, ruft der Kundigsten einer, »die österreichische Malerei hat einen neuen Führer gefunden!« Und läßt sich vom Erlebnis Mopp zu der folgenden prinzipiellen Darlegung hinreißen:

— — Wir leben nicht mehr in der Zeit des bürgerlichen Heimideales, der stillen Geruhsamkeit, und gemalte Pflaumen mit Gemüse bringen in uns nichts zum Schwingen. Ein Mensch der Großstadt, der zwischen Autos, Börsenkursen, Kokotten und Konferenzen dahinlebt, seine freie Zeit am Sportplatze und im Gebirge zubringt — was soll dieser Mensch mit einem Bilde beginnen, in dem keine Spur vom ganzen Geist der Zeit enthalten ist? Mag es malerisch noch so schön durchkomponiert sein — Zwetschken und Grünzeug haben für uns nur in gekochtem Zustande Interesse.

Erst wenn die Künstler hinausgehen werden auf Fußballplätze und Skischanzen, ins wirkliche Leben hinaus, wenn sie in Konzertsälen und im Räderlärm der Straße erkennen werden, was die Menschheit bewegt — dann erst wird die bildende Kunst ihren verlorenen Platz wieder erringen . . .

Das sind einmal Kunstprinzipien, die Hand und Fuß haben.

* * *

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Intensität und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und duftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!,

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern kleine törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Serpentinengedankengänge

» — — Die alte Guckkastenbühne wurde vor ein paar hundert Jahren von den Italienern erfunden, um prachtliebenden Königen die Zeit zu vertreiben. — — Heute gibt es keine Könige mehr, und das Volk füllt die Kinos, die Tanzsäle und die Tribünen um den Boxring. Das Theater ist erledigt. Man kommt nur dann ins Schauspielhaus, wenn man eine Freikarte hat — — / Das Publikum sitzt rings um die Plattform herum und sieht in die Tiefe, aus der die Schauspieler auf dem Serpentinenweg nach oben eilen oder fahren. Der Schauspieler ist nun kein Schaustück mehr, sondern ein Mensch, der mitten im Volke steht, von allen Seiten sichtbar.«

Bis zum Umsturz scheinen die Könige die Theater gefüllt zu haben und weil es keine Könige mehr gibt, freut auch das Volk die ganze Theaterspielerei nicht mehr und es besucht lieber den Boxring. Um nun dem Theater wieder aufzuhelfen, blieb nichts übrig, als ihm die Form des Boxrings zu geben, an der nun einmal das Volk sein Gefallen gefunden hat und gewiß auch die Könige ihre Freude hätten, wenn es sie noch gäbe. Was die Freikarten betrifft, die den Schauspielhäusern noch eine gewisse Anziehungskraft sichern, so scheinen bei den Aufführungen der Raumbühne keine ausgegeben worden zu sein, weshalb die Wahrnehmung gemacht werden konnte, daß das Ineinanderfluten von Bühne und Publikum auf Schwierigkeiten stieß. Der Schauspieler war zwar kein Schaustück mehr, sondern ein Mensch, der von allen Seiten sichtbar war und dem zu seinem Glück nur das eine fehlte: mitten im Volke zu stehn.

— — »Sie meinen also, Herr Kiesler, daß Gretchen auf dem Motorrad zur Plattform hinaufjagt, oben das Lied am Spinnrad singt und dann im Lift in die Tiefe saust, während inzwischen Faust und Mephisto im Kleinauto den Serpentinenweg heraufbrausen?« Herr Kiesler bleibt völlig ruhig. »Ich glaube nicht, daß wir den Faust spielen werden. Es gibt Stücke genug, die sich für meine Bühne eignen. Wir beginnen mit der tragischen Revue eines Berliner Dichters. Doch ich habe die Absicht, auch Aeschylos und Sophokles aufzuführen.«

Noch besser aber als / die Dramen dieser Autoren dürften sich / für die Raumbühne, Stücke eignen, in denen eine Raumbühne vorkommt.

40

Sie hat eine Idee

— — Denn trotz alledem, sie hat eine Idee. Spiralenförmige Schleifen — — führen zum höchsten Plateau. Die Schleifen ähneln einer Motorfahrbahn, das Plateau gleicht dem Ring eines Boxkampfes. Darüber kann man lächeln. Aber man kann nicht leugnen, beides ist in unserer Zeit enthalten und unterscheidet diese Tage von andern, von vergangenen und künftigen. — —

Wenn das Theater die Motorfahrerschleifen übernimmt, was bedeutet das anderes, als daß versucht wird, allem Bewegten, Leidenschaftlichen, Kämpferischen im Innern eines Dramas ein äußeres Bild zu geben, eine sichtbare Unterstützung. Jedes Drama rast ja eine Weile in steiler Wendung hinauf, ist da nichts als motorische explodierende Kraft. Aber jedes Drama wird auf seiner Höhe Besinnung, Bekenntnis und Forderung. Da kämpft Idee gegen Idee, Geist gegen Geist und es gibt Besiegte und Sieger. Wie im Boxerring. Alles Große, alles was Ewigkeit will, wird von diesem Plateau klar sprechen, wie auf der Spirale alle trübe Leidenschaft noch mit sich ringt.

Diese Idee der Raumbühne finde ich fruchtbar und zukünftig. — —

Oskar Maurus Fontana.

154

Der Nörgler

— — Zum Schluß dankte der Vorsitzende Bürgermeister Seitz für die Anerkennung und, wie er sagte, in gleichem Maße auch für die Kritik. Der Zweck des Festes ist erreicht. Wir haben gezeigt, daß Wien das Alte, das wir als Erbe übernommen haben, nicht nur bewahrt oder etwa konserviert, sondern daß es das Alte lebendig erhält und es der neuen Zeit vermittelt — — Ich stehe aber nicht an, zu sagen, daß wir derartige Veranstaltungen auch aus Gründen des wirtschaftlichen Interesses treffen. — — Wir wollen, daß die Fremden, die hieher kommen, fühlen, daß sie in einer Stadt großer Kultur sind. — — Freilich, immer, wenn wir ein Stück Wien sehen, taucht auch gleich die typische Wiener Gestalt des Nörglers auf. Er war selbstverständlich auch beim Musikfest, den werden wir nie aus uns herausbringen. — —

Er hat auch die Theaterausstellung im Rathaus gesehen, die sehr reichhaltig war und indem sie das Alte mit dem Neuen vermählte, nicht nur Reliquien aus dem Zeitalter Raimunds und Nestroys bot, sondern auch die Porträts Brammers und Grünwalds, ein Ölgemälde, darstellend Josma Selim (aus dem Besitz Ralph Benatzkys), und eines, darstellend Benatzky (aus dem Besitz Selims),

eine Dr. Bergauer-Gruppe, zwei Tafeln, enthaltend sämtliche Photographien der Mitglieder der »Hölle« mit eigenhändigen Unterschriften für Julius Bauer, manches den Werdegang Nästelbergers Betreffende und last not least das Konterfei Dörmanns. Er hat aber, wiewohl er als rechter Nörgler auch manches aussetzen muß, wie daß zum Beispiel Leopoldi-Wiesenthal nicht vertreten waren, keineswegs die Absicht, die Hoffnungen des Optimisten auf eine Wiederholung des Festes herabzustimmen.

* * *

Ich bezieh' halt alles auf mich

»Wieder ein Bahr-Abend, der den Widersachern des Wandlungsreichen den Kampf gegen ihn erschwert.«

Mir nicht.

»Ein Werk, in welchem der gute Europäer Hermann Bahr seinem Ursprung nachging, wird man wohl lieben müssen, wenn man Bahr liebt — und wer tut das nicht?

Ich.

Aber gerade diese Liebe mahnt zur Vorsicht.

Möcht' ich auch meinen.

Und so muß denn ganz behutsam die Frage aufgeworfen werden, ob diese fünf Akte in der Tat auf die Bühne gehören . . .«

Da wär' ich wieder beherzter.

* * *

Unser Preisausschreiben

Breitner muß vor allem eines konstatieren:

den Niedergang der Operette.

Die Operette steht vor einer inneren Umwandlung, sie muß aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei hinaus, sie muß sich ein Reformkleid anmessen lassen. Diesen Übergang darf man ihr nicht durch unerträgliche Steuerbelastung erschweren. Gegen die Zeit und gegen die Entwicklung läßt sich eben nichts ausrichten.

Sehr richtig, aber wenn der Verfasser dieser Sätze imstande ist, zu sagen, was er sich dabei gedacht hat, sowohl was das Verfahren betrifft, die Operette aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei ins Reformkleid zu bringen, wie den Vorschlag, solches durch Steuererleichterungen zu fördern, so erhält er zwar keine Reise nach Paris, aber ein Retourbillett nach Budapest, und zwar zu dauerndem Aufenthalt.

* * *

Das Herz

Budapest, 1. Oktober.

Budapest hat seit einigen Tagen eine neue Sensation: Sechzehn elegante und robuste Toreadoren und zehn herrliche spanische Stiere sind Sonntag aus Madrid in Budapest angekommen. Der Empfang am Bahnhof gestaltete sich zu einem großen Lokalereignis. Tausende und Abertausende Menschen, unter ihnen auffallend viel Frauen, überschwemmten den Platz vor dem Bahnhof, um den Einzug der spanischen Stierfechter zu bewundern. Man warf ihnen Blumen zu und sie wurden stürmischer gefeiert als die ungarischen Sieger der Pariser Olympiade. — —

Emilio R. Boltano ist der Champion der in Budapest weilenden Stierfechter. Sein Name ist in der ungarischen Hauptstadt über Nacht volkstümlicher geworden als der des meistgefeierten Operntenors oder des bekanntesten Fußballspielers. Seit seiner Ankunft ist dieser neunundzwanzigjährige Athlet der Held des Tages, der Günstling des Publikums, der Liebling der Frauen. Autogrammsammler, sportbegeisterte Jünglinge, kleine Gymnasiasten, elegante Damen lauern ihm vor dem eleganten Donaustrandhotel, in dem er vier Zimmer innehat, auf, um den spanischen Stierfechter sprechen zu können. Besonders die Damen scheinen den Athleten ins Herz geschlossen zu haben. — —

*

Bild der ‚Woche'

Stierkämpfe in Budapest: Der Espada gibt dem Stier den tödlichen Stoß. Das Tier trägt am Rücken vier Banderillas, die ihm vorher, um seine Wut zu steigern, ins Fleisch gestoßen wurden.

Phot. Schirner

*

Budapest, 20. Oktober.

Gestern wurden im Uj-Pester Stadion die ersten Stierkämpfe abgehalten. Das Publikum war besonders dadurch, daß die Stiere ziemlich zahm waren, enttäuscht.

der anderen insgeheim paktierte — das Buch war eine frische Tat, die ihrer selbst gar nicht bewußt war.

Und vor allem: Nicht eine Spur von Gift, von der abscheulichen Absonderung zerbrochener Charaktere, störte auf diesen raschen und kecken Seiten. Denn dies ist es, was Hermann Bahr vor so vielen anderen, die zurzeit sprechen, auszeichnet: eine ungebrochene, selbstsichere physische und psychische Gesundheit. . . . Der wirklich Gesunde kann nur mit dem Leben einverstanden sein. Pessimismus ist eine Bewußtseinstäuschung, die das eigene Fieber am Körper der Welt messen will. Mag die Grundhaltung der Gesundheit bei jungen Menschen überhebliche Courage sein, die Gesundheit des Alters heißt: Wohlwollen!

Das große Wohlwollen bei lebendigster Auffassung und klarem Urteil macht uns Hermann Bahr besonders wert.

Es wird sich halt die für unsere ganze Geistigkeit und Kunstwelt schreckliche Erkenntnis durchsetzen, daß zu jeder kräftigen Leistung eine gefestigte Physis und unverdorbene Psyche gehört, daß der ganze Schwulst exoterischer Spekulation, kranker Eitelkeit, komödiantischer Zeitverfluchung vorbei und die Epoche der Nervositätsanbetung begraben ist.

Aus unseren Tagen, wo so viele Zukurzgekommene, so viele Seelen-Parias ihre Rache für die eigene Mißlungenheit zum Wort ummünzen, ragt die Gestalt eines Gesunden stattlich empor.

Breitenstein, Juli 1923.

Er scheint eine Erholung nötig zu haben. Wenn das gesund ist, daß man sich so lange zurückhält und dann bei einer Gelegenheit, wo es sich doch nicht schickt, derart aufführt, dann weiß ich schon nicht. Wie kommt der Hermann Bahr dazu? Und ich, wenn ich dann nichts anderes tue als es abfangen, heiße wieder wie im »Spiegelmensch«. Also was meine Psyche anlangt, so mag sie wirklich an dem Zeitalter leiden, das für die Darbietungen des Herrn Werfel empfänglich ist. Aber wie sollte meine Physis, die diese aushalten konnte, nicht gefestigt sein? Und mit wem paktiere ich insgeheim, wenn ich sage, daß der Herr Werfel, der meine gedrehten Verklausulierungen durch Jahre angebetet hat, zwar eine Kinderstube, aber keine gute Entwicklung hatte? Und daß ich mich nicht an einem Wehrlosen vergreife, zeigt er doch, indem er sogar den Geburtstag eines Gönners benützt, um mir mit den Waffen, die ihm die Natur verliehen hat, zu begegnen.

* * *

eine Dr. Bergauer-Gruppe, zwei Tafeln, enthaltend sämtliche Photographien der Mitglieder der »Hölle« mit eigenhändigen Unterschriften für Julius Bauer, manches den Werdegang Nästelbergers Betreffende und last not least das Konterfei Dörmanns. Er hat aber, wiewohl er als rechter Nörgler auch manches aussetzen muß, wie daß zum Beispiel Leopoldi-Wiesenthal nicht vertreten waren, keineswegs die Absicht, die Hoffnungen des Optimisten auf eine Wiederholung des Festes herabzustimmen.

* * *

Ich bezieh' halt alles auf mich

»Wieder ein Bahr-Abend, der den Widersachern des Wandlungsreichen den Kampf gegen ihn erschwert.«

Mir nicht.

»Ein Werk, in welchem der gute Europäer Hermann Bahr seinem Ursprung nachging, wird man wohl lieben müssen, wenn man Bahr liebt — und wer tut das nicht?

Ich.

Aber gerade diese Liebe mahnt zur Vorsicht.

Möcht' ich auch meinen.

Und so muß denn ganz behutsam die Frage aufgeworfen werden, ob diese fünf Akte in der Tat auf die Bühne gehören . . .«

Da wär' ich wieder beherzter.

* * *

Unser Preisausschreiben

Breitner muß vor allem eines konstatieren:

den Niedergang der Operette.

Die Operette steht vor einer inneren Umwandlung, sie muß aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei hinaus, sie muß sich ein Reformkleid anmessen lassen. Diesen Übergang darf man ihr nicht durch unerträgliche Steuerbelastung erschweren. Gegen die Zeit und gegen die Entwicklung läßt sich eben nichts ausrichten.

Sehr richtig, aber wenn der Verfasser dieser Sätze imstande ist, zu sagen, was er sich dabei gedacht hat, sowohl was das Verfahren betrifft, die Operette aus dem Knusperhäuschen mit

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

dem Sentimentalitätsbrei ins Reformkleid zu bringen, wie den Vorschlag, solches durch Steuererleichterungen zu fördern, so erhält er zwar keine Reise nach Paris, aber ein Retourbillett nach Budapest, und zwar zu dauerndem Aufenthalt.

* * *

Das Herz

Budapest, 1. Oktober.

Budapest hat seit einigen Tagen eine neue Sensation: Sechzehn elegante und robuste Toreadoren und zehn herrliche spanische Stiere sind Sonntag aus Madrid in Budapest angekommen. Der Empfang am Bahnhof gestaltete sich zu einem großen Lokalereignis. Tausende und Abertausende Menschen, unter ihnen auffallend viel Frauen, überschwemmten den Platz vor dem Bahnhof, um den Einzug der spanischen Stierfechter zu bewundern. Man warf ihnen Blumen zu und sie wurden stürmischer gefeiert als die ungarischen Sieger der Pariser Olympiade. — —

Emilio R. Boltano ist der Champion der in Budapest weilenden Stierfechter. Sein Name ist in der ungarischen Hauptstadt über Nacht volkstümlicher geworden als der des meistgefeierten Operntenors oder des bekanntesten Fußballspielers. Seit seiner Ankunft ist dieser neunundzwanzigjährige Athlet der Held des Tages, der Günstling des Publikums, der Liebling der Frauen. Autogrammsammler, sportbegeisterte Jünglinge, kleine Gymnasiasten, elegante Damen lauern ihm vor dem eleganten Donaustrandhotel, in dem er vier Zimmer innehat, auf, um den spanischen Stierfechter sprechen zu können. Besonders die Damen scheinen den Athleten ins Herz geschlossen zu haben. — —

*

Bild der ‚Woche'

Stierkämpfe in Budapest: Der Espada gibt dem Stier den tödlichen Stoß. Das Tier trägt am Rücken vier Banderillas, die ihm vorher, um seine Wut zu steigern, ins Fleisch gestoßen wurden. Phot. Schirner

*

Budapest, 20. Oktober.

Gestern wurden im Uj-Pester Stadion die ersten Stierkämpfe abgehalten. Das Publikum war besonders dadurch, daß die Stiere ziemlich zahm waren, enttäuscht.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Notizen

Die Zuverlässigkeit des Herrn Robert

Der Bühnenverein teilt mit: Zwischen dem Deutschösterreichischen Bühnenverein und Professor Dr. Eugen Robert wurden sämtliche Differenzen in einer ausführlichen Aussprache friedlich bereinigt.

Präsident Stärk gab im Namen des Bühnenvereines die Erklärung ab, daß die Stellungnahme des Bühnenvereines in der Frage der Konzessionserneuerung für die Renaissancebühne lediglich eine grundsätzliche war, das heißt, daß der Bühnenverein aus wirtschaftlichen und künstlerischen Gründen auf dem Standpunkt steht, daß es zu vermeiden sei, zwei oder mehrere Theaterkonzessionen einem Direktor zu verleihen.

Dagegen erklärt der Deutschösterreichische Bühnenverein ausdrücklich, daß er nichts gegen Herrn Dr. Eugen Robert einzuwenden hat, solange dieser nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist, da seine moralische, künstlerische und wirtschaftliche Zuverlässigkeit in keiner Weise angezweifelt wird.

Professor Dr. Eugen Robert gibt seinerseits die Erklärung ab, daß er die Beschuldigungen, die er gegen einzelne Funktionäre des Bühnenvereines, insbesondere gegen den Vizepräsidenten Kurmann, im Verlaufe der Differenzen erhoben hat, zurückzieht und daß er der Ehre keines der Herren, insbesondere der des Herrn Vizepräsidenten Robert Kurmann nahetreten wollte. — —

Wenn dies inzwischen auch überholt sein sollte, so möge der Bühnenverein (der es an derselben Stelle erklärt hat, an der kurz vorher die Zuverlässigkeit des Herrn Robert von mir an einem eklatanten Beispiel dargetan wurde), so möge er schon jetzt zur Kenntnis nehmen, daß er sich das Porto für ein Huldigungsschreiben zu meinem sechzigsten Geburtstag ersparen kann. Man denke nur, Herr Robert verletzt eine seiner klarsten direktorialen Verpflichtungen: Tantiemen zu zahlen, und der Bühnenverein zweifelt nicht an seiner wirtschaftlichen Zuverlässigkeit. Er zahlt diese Tantiemen nicht, wiewohl sie der erbarmungswürdigsten Not zufließen sollen, der der Hinterbliebenen verunglückter Bergarbeiter, und die Gewerkschaft der Bühnenproletarier zweifelt nicht an seiner moralischen Zuverlässigkeit. Gewiß, es handelt sich um Wiedereinstellung von Mitgliedern, um Dinge der

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine s c h i e r überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut z u r S c h a u s t e l l t e, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe o d e r ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Lebensnot, und da mag man schon das Gegenteil von dem erklären, was man kurz vorher erklärt hat, auf die Gefahr hin, daß sich die Frage ergeben könnte, was denn gegen die Vereinigung zweier oder mehrerer Theaterkonzessionen einzuwenden und warum eine solche »zu vermeiden« sei, wenn die wirtschaftliche und künstlerische und überdies die moralische Zuverlässigkeit des Pächters in keiner Weise angezweifelt wird. Da wäre man doch weit besser dran, wenn man die vielen Konzessionen, statt sie zwischen dem zuverlässigen Herrn Robert und weniger zuverlässigen Elementen aufzuteilen, gleich in die bewährten Hände des einen Mannes legte, den man schon kennt und schätzt. Eben erst war die Kumulation aus dem Grunde des Mangels solcher Zuverlässigkeit bekämpft worden, aber nun, da diese nicht mehr angezweifelt wird, warum wird jene überhaupt noch verpönt? Allerdings geschieht es ja bloß grundsätzlich. Und der Bühnenverein hat nichts gegen den Herrn Robert, »solange« er nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist. Wie lange aber ist er es »nur«? und was tut der Bühnenverein, wenn er es nicht nur ist? Man sieht, die Sachen stoßen sich wieder einmal hart im Raum, doch leicht haben's die Gedanken wahrlich auch nicht, beieinander zu wohnen. Die Schwierigkeit zeigt sich schon in der Vereinigung der Begriffe: »Schauspieler-Organisation«. Das ist wie die Verleihung von zwei grundverschiedenen Konzessionen. Die Theaternatur zu organisieren, das war wohl eine der bewundernswertesten Leistungen des Sozialpolitikers Sisyphus. Die größte soziale Befreiungstat: die Aufhebung der Preßsklaverei, die Befestigung der Standeswürde durch Abschaffung der Angst vor dem Herrn Doktor, wurde noch nicht einmal versucht. Aber sonst gibt es Erfolge, indem es immerhin gelingen mag, von Zeit zu Zeit — keineswegs durchhaltend — den Theater-Direktoren unangenehm zu werden. Und zum Schluß sind sie, und just die ärgsten, immer wieder obenauf und der Gewinn der Angestellten wird mit einem moralischen Rückzug bezahlt, der jenen das Terrain zu weit schlimmeren Vorstößen freimacht. Wäre es anders, der Sklavenmarkt der Zeit wäre doch wenigstens um den Ekel, den das Problem der »Rotters« bedeutet, ärmer.

*

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Zu dem Prozeß wegen der Tantiemen sei zunächst die im letzten Heft auf S. 125 enthaltene Bemerkung freiwillig berichtigt: daß die Mahnung des Advokaten, die auch »an die andere Adresse erfolgt« war, von dieser, also von Herrn Geyer ohne Antwort geblieben sei. Die Zuschrift kam, wie später bekannt wurde, von dem Ort, an dem sich der Adressat aufgehalten hatte, als unbestellbar zurück. (Die Behauptung war aber doch richtig. Wieso? Weil, wenn Geyer den Brief erhalten hätte, auch keine Antwort gekommen wäre.) Allein Tatsache ist, daß ihn in der Sache selbst keine Schuld trifft, wie aus dem Verlauf des Prozesses sich ergeben hat. Herr Robert war so sehr von seiner Verpflichtung überzeugt, daß er zur Verhandlung weder selbst erschien noch sich durch einen Advokaten vertreten ließ. Er wurde ~~also~~ durch Versäumnisurteil zur Zahlung der Summe K mit Zinsen K verurteilt, welche mit den Spesen, auf die der Anwalt für denselben wohltätigen Zweck verzichtet hat, diesem nach erfolgter Pfändung überwiesen ~~wurde.~~ Die Gloggnitzer Hinterbliebenen ~~haben~~ also zwar lange, jedoch nicht vergebens gewartet und sogar mehr erhalten, als wozu Herr Robert ursprünglich verpflichtet war. Und solange er nur Pächter einer einzigen Konzession ist, die ihm ein so ~~moralisches~~ Verhalten ermöglicht, erklärt der Deutschösterreichische Bühnenverein, daß er nichts gegen ihn einzuwenden habe. Umsomehr ich gegen den Deutschösterreichischen Bühnenverein.

Vorlesungen

Großer Konzerthaussaal, 5. Oktober, 7 Uhr (Zum Gedenken an den Weltkriegsbeginn):

I. In dieser kleinen Zeit (Einleitung. — Vergl. »In dieser großen Zeit«, gesprochen am 19. November 1914 im Mittleren Konzerthaussaal. — Inschriften: Nibelungentreue; Umsturz; Wohnungswechsel (mit Musik von Mechtilde Lichnowsky, wiederholt). — Die Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution für die Weltkultur (Ein Briefwechsel). — Die Jerichoposaune (Aus »Nachts«, Oktober 1915. Mit Vorbemerkung). — Couplet des Schwarz-Drucker (mit Musik nach Angabe des Verfassers) / Die Psychoanalen (mit Musik von Heinrich Jalowetz). — Beethoven und Goethe, Vorbilder und Lebensführer.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

II. Vorwort (Klarstellung). — Die letzten Tage der Menschheit, Schlußszene des V. Aktes (gekürzt; mit Vorbemerkung).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 3,718.000 (davon K 700.000 bereits in Nr. 657—667, S. 97 ausgewiesen) für Notleidende.

Vorbemerkungen:

Ich lese nun »Die Jerichoposaune«, erschienen Oktober 1915, die getreue Nachbildung eines Tons, der uns vor zehn Jahren im Ohr gehämmert hat, aber durch Vererbung uns bis auf den heutigen Tag, wenn schon nicht mit der alten Intensität erhalten geblieben ist, ganz im Stil des Leitmotivs: Noch ist Lemberg in unserem Besitz, oder auch: Noch ist Polen nicht verloren.

Wegen Zeitmangels und auch um die Aufnahmefähigkeit für den Schluß der sprechenden Erscheinungen zu erhalten, muß diesmal unter vielen Dialogstellen und Visionen die furchtbarste der Hinrichtung der zwei Unschuldigen entfallen. Das Maß der beglaubigten und nie zu vergessenden Greuel bleibt darum doch gigantisch und dem Marstheater vorbehalten.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 19. Oktober, halb 3 Uhr:

I. Wir zwei. — H. H. / Die Wendung / Ein Witzblatt / Was der Christ und der Jud beobachten. — Was Herr Castiglioni umsonst erhalten konnte. — Die Schalek in Japan (Bearbeitung von »Die Schalek in Japan« und »O dieser Kawado!«).

II. Warum (»Ich habe im Juni dem Musik- und Theaterfest präludiert«) / Panik / Spiel der Wellen / Einen Stüber / Ein sonderbarer Schwärmer / Der tägliche Bericht (mit Vorbemerkung). — Ehre, wem Ehre gebührt!

III. Eeextraausgabeee — ! (36 Verse gestrichen; mit Vorbemerkung).

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 960.000 für die Hinterbliebenen Kurt Eisners (Frau Elsner Eisner, Gengenbach i. B., Deutschland) und andere Notleidende.

Auf dem Programm:

Der Verfasser (oder die Verfasserin) des leider anonymen Briefes, in dem über schlechtes Hören des letzten Vortrages im großen Saal geklagt wird — »mein Sitz war im letzten Drittel Parterre« —, möge sich melden, um zur Entschädigung einen guten Platz für den nächsten zu erhalten. Doch die in dem Brief ausgesprochene Ansicht: »Es ist ganz unmöglich für einen Einzelnen — selbst wenn er über Stimmittel wie die Ihren verfügt — diesen Raum zu füllen«, ist irrig. Weil er über solche Stimmittel verfügt und ihrer natürlichen Anpassung an die Dimension keinen künstlichen Widerstand

»als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

»ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

»trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

»Aber dieser ›Kritiker der Moderne‹, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

»war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

entgegensetzt. Dies war ehedem paradox, aber nun bestätigt es der Raum. Denn es ist manchen großen Sälen eigentümlich, daß die laute Stimme unverstanden bleibt. (Leiseres Sprechen wird dann wohl wieder von den vordern Reihen nicht gehört.) Die Sprechtechniker können sichs richten. Im gegebenen Fall war das schlechte Hören — über das sich der entfernteste Galeriebesucher nicht beklagt hat — auf bestimmte Plätze, vor allem Logensitze, beschränkt. Aber es wird wohl keinen Saal, ob groß oder klein, geben, der solche Eigentümlichkeiten nicht aufweist, und das Malheur kann, wenn es so rührenden Ausdruck findet wie in jenem Briefe, ausnahmsweise gutgemacht werden. Bei dieser Gelegenheit sei ein für allemal ersucht, Briefe mit der Bitte um Verschiebung eines Vortrags, der mit einer andern Veranstaltung kollidiert, an die sich der Schreiber bereits vergeben hat, zu unterlassen. Die Zumutung, das Datum eines Vortrags selbst in dem Zeitpunkt, da es noch möglich wäre, von der Rücksicht auf eine Gleichzeitigkeit, die ja wohl immer vorhanden ist, bestimmen zu lassen, ist grotesk. Sie wäre mit weit größerer Berechtigung an die Veranstalter der konkurrierenden Darbietungen zu stellen. Daß aber gar die Interessenten eines Fußball-Matches in solches Dilemma kommen und darob Beschwerde führen müssen, ist bedauerlich. Hoffentlich haben sie die einzig richtige Lösung gefunden, heute im Saal zu fehlen.

Vorbemerkungen:

»Der tägliche Bericht« behandelt den täglichen Fall Adalbert Sternberg. Diese Glosse bleibt also immer aktuell, und es trifft sich gut, daß der Graf Herberstein gerade auch am Hotel Hungaria in Budapest vorübergegangen ist.

Ich habe meinen Augen und Ohren nicht getraut, als ich kürzlich in der Neuen Freien Presse, die sich über den harmlosen Betrug irgendeiner »Extraausgabe« ereiferte, den Ruf, der vor zehn Jahren die Schande ihres Kriegsbehagens durch die Gassen trug, als satirisches Zitat nachgebildet fand. Wer, der das Grausen jener Tage im Ohr hat, könnte sich eine schamlosere Verleugnung des Zeitungsgeschäftes denken, dessen Betriebsstoff es war, eine schamlosere Offenbarung des Zeitungsgeistes als diesen Versuch, zu erinnern, was es gegeben, und vergessen zu machen, wer es getan. Wer, der mein Gedicht, die wortgewordene Qual der großen Zeit, im Gedächtnis hat, könnte sich eine prägnantere Inhaltsangabe denken als dieses Geständnis nach zehn Jahren:

[Extra — auaus — gaabäh . . .] Das schmerzt uns alle heute noch im Ohr. Den Ton werden wir bei Lebzeiten nicht mehr los. In diesem Straßenruf verkörpert sich der quälende Maturatraum der jetzigen Generation. Vernimmt man ihn wieder

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

einmal, dann werden Tage ins Gedächtnis zurückgerufen, an denen uns der ganzen Menschheit Jammer angeweht hat. »Lemberg noch in unserem Besitz« . . . Und Zahlen mit vielen, vielen Nullen, die Tote und Gefangene, Verwundete und Vermißte bedeutet haben. Und Kundgebungen des Armeeoberkommandos, in denen hinter jedem Wort, hinter jeder Silbe, hinter jedem Buchstaben vordem ungeahnte Schrecken sich aufzutun schienen, Ströme von Blut rauschten und das Stöhnen und Jammern der gequälten Kreatur vernehmbar wurde. Ja, vielleicht ist es der einzige erhebende Trost im Gegenwartsjammer der Nachkriegszeit, daß die Extraausgaben immerhin zu jenen Dokumenten der »großen Zeit« gehören, die mit ihr zusammen eingesargt wurden. Aber was ist das? Wieder laufen dazu mißbrauchte arme Teufel, Frauen und Burschen und Kinder durch die Straßen, wieder schrillt und heult es: Eextra—auaus—gaabäh! — —

*

Kleiner Konzerthaussaal, 2. November, 7 Uhr:

I. Shakespeare: Timon von Athen, übersetzt von Dorothea Tieck. Zum erstenmal in der vollständigen, auch den 4. und 5. Akt umfassenden Bearbeitung des Vortragenden. (Vor Beginn: Mozarts Ouverture zu »Idomeneus«. In der kurzen Pause nach dem 3. Akt: Glucks Ouverture zu »Iphigenie in Aulis«. Tanzmusik beim Bankett: Improvisation von Viktor Junk.)

[Im Personenverzeichnis des Programms hat »Ein Soldat« gefehlt.]

II. Traumstück (Musik von Heinrich Jalowetz).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Die Hälfte des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 2,793.000 für die Hinterbliebenen Kurt Eisners und andere Notleidende.

*

Ebenda, 3. November, 7 Uhr:

I. Die Rache der Natur. — Der Räuber rühmt den Wächter. — Als ich in die österreichische Sektion des Internationalen Schriftstellerklubs aufgenommen werden sollte (Gekürzte Zuschrift des Verlags aus Nr. 640—648) / Ausgerechnet (Aus diesem Heft) / Warum vadient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ. — Kulturpleite. — Programm eines Hofmannsthal-Films (März 1914) / Reinhardt bekennt. — Bunte Begebenheiten.

II. Von den monumentalen Blamagen / Jung is er halt! / Nicht Laertes, sondern eher Gajus Marius / Fast erraten / Die Thespis / Großmann (Aus diesem Heft) / Jackie / Das Modell / Der falsche Kriminalbeamte / Mein Gutachten (Dezember 1911). — Das Mangobaumwunder.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 700.000 für Notleidende.

Auf dem Programm die Ankündigung des Vortrags von Szenen aus »Der Bauer als Millionär« und »Der Alpenkönig und der Menschenfeind« mit der Bemerkung:

Angehörige des Burgtheaters, deren Mitwirkung an der Darstellung dieser Werke nachweisbar ist, erhalten zu Studienzwecken freien Eintritt.

*

Ebenda, 11. November 7 Uhr:

I. Das Wort. von H. de Balzac. — Der Mann und das Wort / Kompetenz vor der Sprache / Definition / Inschriften: Dienst der Kunst; Unterricht. — Aus »Sprachschule« (Lewinsky über Anschütz: »Lebt wohl!«). — Der Nörgler. — Inschriften: Fremdenverkehr; Wien im Krieg; Der Funktionär; Die Instrumente / Definitionen / Die Bürger, die Künstler und der Narr / Inschriften: Der Zeit ihre Kunst; Expressionismus; Der Vielschreiber; Bahrs Himmelfahrt; Großmann; Das Originalgenie; Reiseabenteuer; Sonderbare Polemik; Sonderbare Gäste; Klassiker-Ausgaben; Glossen werden Symbole; Deutsche Literaturgeschichte; Der Vorleser; Die Claque; Das abgeschaffte Orchester; Naturalismus; Wiedergeburt / Sonnenthal.

II. Raimund: Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär II 4 bis 7 (Musik von Josef Drechsler) / Der Alpenkönig und der Menschenfeind I 7, 11 bis 21 (Musik von Wenzel Müller) [Zum erstenmal auch Szene 7: Sophie, der Kuscher Sebastian, Chor der Domestiken].

III. [Zur Feier der Republik]. Im Untergang / Inschriften: Mißvergnügte der Republik; Die Räuber; Ehrendoktorate; Immer feste druff!; In eigener Regie; Bessere Methode; Wohnungswechsel (mit Musik von Mechtilde Lichnowsky, wiederholt); Gespräch mit dem Monarchisten / Die Ballade vom Papagei (mit Musik nach Angabe des Verfassers) / Der sterbende Soldat / Die Lerche (mit Musik).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der dritte Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 7.50 für Notleidende. (1,991.400)

Auf dem Programm:

Die Angehörigen des Burgtheaters, deren Mitwirkung an der Darstellung der Raimund'schen Werke nachweisbar ist, haben von der durch das letzte Programm erfolgten Einladung, den heutigen Vortrag zu Studienzwecken zu besuchen, keinen Gebrauch gemacht. Es ist insbesondere schade, daß Herr Direktor Herterich, der diese Dichtungen offenbar erst durch seine Regie

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

kennen gelernt hat, also einen ziemlich dürftigen Eindruck von ihnen empfangen haben dürfte, die seltene Gelegenheit, ihren Bühnenzauber zu erfahren, versäumt. Der Vortragende lehnt jede Verantwortung für die künftigen Aufführungen der Werke ab.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 17. November, 7 Uhr:

I. Höher gehts nimmer. — Auf Papier ist doch alles möglich / Serpentinengedankengänge / Programm eines Hofmannsthal-Films / Jung is er halt! / Fast erraten. — Aus »Die letzten Tage der Menschheit«: Friedrich / Ein Generalstäbler am Telephon / Bei Udine / Die Schalek und Chor der Offiziere / Armeeoberkommando / Die Generalstäbler (zum ersten Mal mit vollständiger Musik nach Angabe des Vortragenden).

II. Herz, was begehrst du noch mehr?

III. Kasmader gegen Goethes Frauen / Todesurteil und Prügelstrafe. — Ein kalter Schauder über den Rücken. — Ehre, wem Ehre gebührt! — Wien.

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 1,991.400 wurde dem Heim für blinde Mädchen (Wien, II. Darwingasse 5) zugewendet.

Seit August wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Haus des Kindes (Erlös aus Rezensionsexemplaren, Zeitschriften, Autogrammen, Abonnement-Resten, Porti, 8 Programmen, Überzahlung für ein altes Heft der Fackel) K 1.100.

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien und Karten (Aufnahme von Mechtilde Lichnowsky, Verlag R. Lányi) K 600.000.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (10. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K 220.500.

Dem Zentralverband der Landesorganisationen der Kriegsinvaliden und Kriegerhinterbliebenen Österreichs (4. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) K 144.000.

Diversen Zwecken K 460.600.

Den Hinterbliebenen der Opfer des Gloggnitzer Bergwerkunglücks die Tantiemen der sieben Aufführungen »Traumtheater« und »Traumstück« K 9,716.100 mit Zinsen K , und den Kosten des Anwalts Dr. Oskar Samek K . Spende von G. K. 1,000.000, »Ein unbekannter Linzer (als Dank für Karl Kraus)« K 50.000.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,